

Fremde Welten: Grandiose Natur, Amerikanischer Traum und Albträume beim Sinkflug des Adlers

Erschrecken, staunen, sinnend handeln: Produktive Mußezeit in einem fremden Land

Reisen bildet, heißt es. Gewiss, aber diese Möglichkeit auszuschöpfen, setzt voraus, dass man sich entsprechend vorbereitet, seine Reise so zur dieser Chance macht. Mir blieb da nur, das Fremdsein als „die Möglichkeit des Begreifens“ zu nutzen. Ich habe vorbereitend nicht viel mehr getan, als einen konventionellen Reiseführer zu lesen. Alle konkreten Planungen für diese Reise habe ich meinem Mitreisenden überlassen. Dafür gab es Gründe. Markus hatte die Erfahrungen einer Amerikareise nach Kalifornien und Nevada schon gemacht, ca. zehn Jahre zuvor. Er hatte sich auch dieses Mal für gerade diese Reise stark gemacht. Ich war am Ende einverstanden. Ich war mit Anderem beschäftigt, habe meine Prioritäten anders gesetzt. Das letzte halbe Jahr vor dieser Reise war arbeitsintensiv.

Meine Stimmungslage war zwei Wochen vor dem Urlaub sehr gemischt. Diese Zeit, im Wesentlichen eine Osterwoche, hatte ich nutzen können. um mich ein wenig auszurufen, Nach Lesen eines Reiseführers, und in Kenntnis des Programms von Marcus war ich aus auf Naturerlebnisse. Wir beide waren das. Was wir wollten, dar ein Ausstieg aus dem Alltag, Zeit zur Muße in der großen Natur, ein wenig Land und Leute und vielleicht Gelegenheiten für Gespräche zwischen uns, einen Austausch zwischen zwei Generationen. Doch mir war auch klar, dass diese Reise auf die eine oder andere Art noch eine andere Begegnung würde: das Herz der „freien Welt“, der „freien Marktwirtschaft“, der neoliberal globalisierten Welt und ihrer Fortschrittsbilder, ja auch das war unser Ziel. Unvermeidlich, dass ich da mein Bild des neuen „Empire“ in den Zeiten des „Sinkfluges des Adlers“ im Gepäck mit führen und auf der Reise prüfen würde. Und auf den anderen Blick von Markus war ich sehr gespannt. Ein wenig jedenfalls stand das dem Wunsch nach Muße auch entgegen. Doch ich hoffte fest auf beides von dieser Reise in eine mir sehr fremde Welt.

Jetzt erweitere ich mein Blickfeld: Mit meinem Reisetagebuch als Quelle verarbeite ich die Bilder, Eindrücke, Reflexionen und Gespräche, die darin festgehalten sind. Und manches, was darin nicht steht, wird in meinem Kopf erneut lebendig. Unsere Fahrt durch die weiten Landschaften des Südwestens, durch Wildnis und weithin unberührte Natur, das Erleben von kleinen Ortschaften, Großstädten und Ballungszentren, die Beobachtung der Menschen dort, das alles hat mich angeregt. Auch meine eher spärlichen Gespräche mit Markus finden ihren Platz. Begegnung zweier Generationen auf einer Reise in ein fremdes Land, einander fremde Welten. Zurück im Alltag finde ich die Zeit zu nachholender Lektüre. Ich lese Michael Naumanns Artikel über Kalifornien.¹ Dort liegt Amerika, schrieb er vor 30 Jahren. Auch Wolfgang Koepens Fremdsein in der neuen Welt, seine Amerikareise, 60 Jahre ist das her, liegt

immer noch sehr nahe.ⁱⁱ Im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks ist er seinerzeit gereist, und in der Reihe „Radioessays“ hörte man seine Reflexionen über „Die Früchte Europas“ dann zuerst. Die Vereinigten Staaten also als eine Frucht des europäischen Aufbruchs in die Moderne – und mit dem Unabhängigkeitskrieg der eigentliche Beginn des demokratischen Projekts der Moderne. Die französische Revolution gilt schon immer den meisten als dessen wirklicher Beginn. Aber Hannah Arendt sieht beide Revolutionen, gleich bedeutsam für diesen Aufbruch, im Zusammenhang. Den hat sie vergleichend untersucht – als großen Aufbruch auf dem langen Weg vom Anfang der Moderne mit der Renaissance hinein in unsere Neuzeit mit einer Zukunft, die noch offen ist, was sonst. Das „sinnende Handeln“ in den Pariser Salons, das umwälzende Denken der radikalen französischen Aufklärung hat den Weg gebahnt. Und immer noch ist Diderots Denken, ist ihr eigenes sinnendes Handeln für uns heutige ein Kompass. Wir sind weiter unterwegs.

Damals also das Wagnis eines Neubeginns im Wege der Rückbesinnung auf die alte Römische Republik – und heute das neue Empire, das den Gipfelpunkt seiner Macht inzwischen wohl überschritten hat. Schon Koeppen ist damals von Frankreich aus, „das kleine helle Irrlicht der Aufklärung“ aus der französischen Epoche im Gepäck, in das „neue Rom“ gereist. Mit seinen Augen wollte er „die Staaten als Gottes eigenes Land“ erkennen. Er steuert „die Neue Welt zu Schiff“ an. Gleich zu Beginn der Reise will er spüren, „dass ein Ozean die Kontinente trennt“. Er hat die Staaten mit der Bahn bereist, durch die großen Städte am Golf von Mexico vorbei zur Westküste hin und an den großen Seen vorbei wieder zurück. Er sieht vom Zug aus, schon auf dem Weg von New York nach Washington, wie die menschlichen Siedlungen außerhalb der großen Städte „versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur“ sind. In New York spaziert er im Schatten der hohen Türme, die „nicht Gott loben“, sondern „selber die eigene Allmacht errechnet haben“. Er hört die Sirenen eines Feuerwehrezuges, und er sieht, die Katastrophen des letzten großen Krieges, der Nacht des Jahrhunderts noch vor Augen, „schon (...) einen Wolkenkratzer brennen, den Broadway lohnen. Gewaltige Katastrophen“ scheinen ihm „hier in der Luft zu liegen.“ Da ist er seiner Zeit schon weit vorausgeeilt. Dass er später im Angesicht des Pentagon die „Festung“ erkennt, „in der man beschließen wird, wann wir sterben werden“, kennzeichnet seinen pessimistischen Blick. Die Prognose ist so noch nicht eingetreten – doch weiß man nicht, ob unsere eher trübe Wirklichkeit seiner Phantasie nur ein wenig hinterherhinkt. Für Menschen in anderen Ländern dieser Welt, von Vietnam bis zum Irak, wurde die ja längst real.

Aber Koeppen sieht auch die Ambivalenzen, er spürt in Los Angeles, dass er „am Rande eines immensen politischen Kraftfeldes“ steht, „in dem die Zukunft der Menschheit beschlossen sein mochte, der schönsten Entfaltung oder der ewigen Verdammnis gewiss“. Und angesichts des unübersehbaren Hangs zu Denkmälern und „zu allen Überbleibseln einer kurzen Geschichte“ erkennt er, „dass alle diese dem Europäer verdächtigen Symbole hier nicht tote Schulbuchstücke, Fessel der Entwicklung waren, sondern noch erlebte Gegenwart, immer noch gefühlte Freude, ein Staat geworden, aus der ganzen Welt zu einer Nation zusammen gewachsen zu

sein, und dies nicht durch Eroberung, durch Unterjochung, sondern durch Aufstand und Befreiung.“ Und er übersteigert diesen Eindruck noch, denn er fährt fort: „Nicht der Zwang hatte hier Größe geboren, sondern die Freiwilligkeit. Der schöne Gedanke der Menschenrechte, der Stolz, Zuflucht der Verfolgten, Freistatt der Bekenntnisse, das Bewusstsein, Bürger und nicht Untertan zu sein, und ein immer noch spürbarer antikolonialer Effekt, heute freilich oft durch Winkelzüge der Politik beunruhigt und verwirrt, belebt angenehm die Luft.“ Hannah Arendt wird dreizehn Jahre später angesichts der Geschichte des Vietnamkrieges nicht von Winkelzügen, sondern von der „Lüge in der Politik“, von „Täuschungen, Selbsttäuschungen, Lügen, Ideologisierung und Wirklichkeitsverlusten“ sprechen. Doch auch sie geht noch davon aus, „dass ein entscheidender Wandel des amerikanischen Nationalcharakters erforderlich wäre, bevor dieses Land sich auf eine aggressive Abenteuer-Politik mit Erfolg einlassen könnte“. Sie mag damals recht gehabt haben. Aber wir sind noch einmal 45 Jahre weiter, wir haben 9/11 und die Folgen erlebt, und der „Sinkflug des Adlers“, von dem Immanuel Wallerstein spricht, ist im Gange.ⁱⁱⁱ 1971 konnte Daniel Ellsberg es als Mitarbeiter des CIA noch wagen, die von Robert Mc Namara als Verteidigungsminister in Auftrag gegebenen geheimen Analysen zum Verständnis des längst erkennbaren Desasters der amerikanischen Vietnam-Politik zu veröffentlichen - und dann im Lande zu bleiben. Heute war Edward Snowden gut beraten, die Vereinigten Staaten via Honkong in die Transitzone des Moskauer Flughafens zu verlassen. Russland war am Ende das einzige Land, das Asyl bot: Flucht aus einem Land, in dem die Demokratie heute nicht mehr funktioniert, wie einer seiner früheren Präsidenten konstatiert, in ein Land, in dem sie noch nie funktioniert hat, das aber so in der Konkurrenz zwischen globalen Mächten Nadelstiche setzen kann.

Am Beginn meiner Reise steht so auch einige Nachdenklichkeit. Hans Magnus Enzensbergers „Elixiere der Wissenschaft“, agnostische Reflexionen über den technischen wie auch sozialen Fortschritt,^{iv} habe ich nicht nur im Reisegepäck. Ich lese darin bereits auf dem Hinflug. Und ich hoffe, dass die Reise mir beides ermöglichen wird: Das Abschalten nach einigem Stress in den vorausgegangenen Monaten und mit dem Luftholen die Auslösung von Impulsen zu einigen grundlegenden Reflexionen. Weiteres Nach-Denken soll dann folgen und weitere Lektüre, angeregt durch diese Reise, sicher auch. Doch erst einmal bin ich nun unterwegs. Es soll eine Urlaubsreise werden, gemeinsam mit Markus.

In der Wüste sinnlosen Zeitvertreibs

Wir fliegen von Düsseldorf via Atlanta nach Las Vegas. Wir wollen hier übernachten, dann gut eine Woche durch Nevada, Uta und Colorado fahren. Danach planen wir hier einen zweiten Zwischenstopp. Weiter soll es gehen nach Kalifornien. Was uns am ersten Abend am Las Vegas Strip erwartet, ist eine Stadt bestehend aus Hotelpalästen und Casinos, protzig, bunt oder in Disney-World-Architektur. Wie in einem Brennspiegel, einem Zerrspiegel begegnet uns der amerikanische Traum. Ich sehe die versehrte Seele, die ihn träumte, die „durch Aufstand und Befreiung“ voran wollte

in eine bessere Welt. Noch ist sie heute die Weltmacht. Und Eugene O'Neill hat womöglich Recht: In den Machtspielen mit anderen Staaten ist der Hegemon versucht, die „eigene Seele zu besitzen, indem man etwas außerhalb der eigenen in Besitz nimmt, dadurch aber das eigene wie auch das eroberte verliert“. Hier in Las Vegas werden im Inneren die Seelen der Menschen in Besitz genommen. Dies ist ein Zerrspiegel des Albtraums vom homo oeconomicus als homo ludens in dem Land, das die Märkte entfesselt hat. Ich bin hier nicht im Zentrum dieser Welt, die gebannt ist vom „Gespenst des Kapitals“.v Da hätte ich mich in New York oder in London umsehen müssen. Nein in Las Vegas schaue in den Spiegel, in dem mir dieses Gespenst eine Grimasse zieht. Meint Koeppen vor über fünfzig Jahren, am Broadway „die Urzelle des Lärms und der sinnlos vergeudeten Zeit gefunden zu haben“, so ist sie hier gewuchert. In direkter Nachbarschaft zu Utah, dem Staat der Mormonen, der Heiligen der Letzten Tage, liegt die Vergnügungsmeile des gesamten Amerika. Aber sie ist keine Oase, eher eine Wüste in der Wüste – Hannah Arendts zivilisationskritische Metapher von Wüste und Oase – die Wüste als der der Politik offene, doch von ihr eben nicht menschlich gestaltete Ort und die Oasen als alle jene Felder des Lebens, die (größtenteils) unabhängig von politischen Bedingungen existieren, in denen unser Vermögen des Leidens und Veränderns noch intakt ist - wird hier handgreiflich.vi Schon am Flughafen, man ist kaum aus dem Flieger heraus, einarmige Banditen, Verheißung dessen, was den Touristen in den Hotel-Casinos erwartet. Dort wird er dann allein, sinnlos betäubt vor den Glücksspielautomaten sitzen. Und diese Stadt ist Stein gewordene Eindimensionalität. Nur selten entdeckt man eine kleine Spur von Ambivalenzen: auf der Fahrt aus der Stadt heraus, in die Wüste Nevadas sehen wir am nächsten Tag zum Beispiel Fahrradwege, Über Meilen führen auch sie aus der Stadt, hie und da mit einer Untertunnelungen wechselnd von links nach rechts. Dort liegen Wohnsiedlungen, dort leben die Menschen dieser Stadt. Radfahren tun sie nicht. Mag sein, die Konjunktur dafür ist weggebrochen seit Lance Armstrongs Stern gesunken ist.

Der Energie- und Wasserverbrauch der Stadt muss enorm sein, zunächst – wie die Gründung der Stadt überhaupt - ermöglicht durch den Bau des Hooverdamms Anfang der 1930er Jahre, die Entstehung des Lake Powell und des Lake Mead. Riesige Hotelkomplexe prägen das Bild 600 000 Einwohner zählt sie, Im Großraum sind es zwei Millionen. 150 000 Hotelbetten hat sie mit sechsunddreißig Millionen Übernachtungen pro Jahr. Bis zu dieser Zahl im Spitzenjahr 2006 prägt stetes Wachstum die Geschichte dieser Stadt. Nicht erst am Abend drängen die Menschen sich auf dem Las Vegas Strip. Ein Spiel am einarmigen Banditen dauert nur Sekunden, fünf oder zehn schätze ich am nächsten Morgen auf dem Weg daran vorbei. „Remember, time is money“ – Benjamin Franklin, einer der Gründerväter der USA hat das gesagt. Mehr noch als in New York - so denke ich an diesem Morgen auf unserem Weg zum Frühstücksbuffet, vorbei an Männern und Frauen. An diesen Automaten sitzend, gebannt vom Spiel ums Glück, führen sie hier ihren „verzweifelten Kampf gegen die Einsamkeit“. Wolfgang Koeppen hat das damals schon in New York verspürt.

Bei diesem ersten Aufenthalt nur ganz kurz auf dem Strip, den Blick auf die Hotels und die Casinos denke ich: die ganze Welt wird hier ins falsche Herz der USA gelockt. Vom „Mandalay Bay“ gehen wir nach dem Frühstück zurück zum „Luxor“: Sphynx mit Pyramide - mindestens 30-stöckig, die Hotelzimmer an den Seitenwänden eingefügt, unten Menschenschlangen am Check, und von dort wieder der erste Blick auf die Casino-Halle. So sind wir dort am Abend eingeecheckt. Die Übernachtungen der ersten Woche hat Markus fest gebucht. Sie laufen über seine Mastercard. So klärt er jetzt auch alles beim Check in. Am Morgen führt der Weg zum Breakfast durch Casinos, über die Einkaufsstrassen, alles im Inneren der Hotelpaläste und sie auch verbindend. Wir sehen tausende der einarmigen Banditen, oft schon jetzt besetzt, Spieltische, seitlich dann Geschäfte oder Bars. Das gleiche Bild in allen anderen Hotels und Spielcasinos. Jetzt auf dem Rückweg kann der Blick den Strip herunterstreifen und der zieht sich lang dahin: vorbei am „Excalibur“, dem „Monte Carlo“, dem „New York New York“, weiter dem „MGM Grand“ und dem „Planet Hollywood“ zum „Paris“ und „Bellagio“, bis hin zu „Caesars Palace“ oder den „The Venetian & The Palazzo“. Das, so lese ich im Führer, wurde vor ein paar Jahren aufgestockt: 50 Etagen mit 3000 Luxussuiten neu gebaut. Schließlich, ganz am Ende des Strip steht dann das „Wynn & Encore“, errichtet vor zehn Jahren, damals teuerstes Hotel der Welt, mit Golfplatz, offen auch für Gäste anderer Hotels. Bescheidene 500 Dollar kostet dann ein Spiel.

Markus und ich haben Las Vegas nur im Billigangebot, dank M-Life. Hotels und Spielcasinos von MGM bekommt man so mit Preisnachlass. Ich denke, dieses Angebot entstand, als mit der Krise vor acht Jahren die Umsatzzahlen erstmals nicht mehr stiegen. Werbe- und Vermarktungskonzepte wurden neu gedacht. Man findet M-Life leicht im Internet. Mit virtuellem Geld, das unbegrenzt zu haben ist, kann man Punkte sammeln, M-Life „vergoldet“ sie zuletzt. Und für die Punkte muss man nicht gewinnen, entscheidend ist vielmehr, dass man ausdauernd spielt. Es kommt nur auf den Einsatz an, der ja nichts kostet. Es ist im Internet ja virtuelles Geld, das unbegrenzt verfügbar ist. Dies so erspielte „Gold“, gewonnen in Sinn-frei vertaner Zeit, lässt sich, in dieser Wüste angekommen, dann tatsächlich nutzen. Rabatte, Gratisangebote sind geboten für den, der lang genug im Internet verweilte. Marcus hat so einiges an Geld für unseren Aufenthalt hier eingespielt: zweimal Übernachtung mit Rabatt, zwei Gratis-Frühstücks- oder Lunchbuffets für je zwei Personen nutzen wir. Ein drittes Mal verpassen wir hingegen, die Rabatte gelten nicht am Wochenende. Egal, ganz sinnfrei war das Spiel im Internet dann also nicht. Ohnehin surft Markus da ganz gern und ausgiebig, ja, manchmal denke ich: so ein paar Züge von Daniel Kehlmanns Blogger aus dem „Roman in neun Geschichten“, die sehe ich bei ihm wohl auch. Nur dass die virtuelle Welt für ihn so etwas wie ein Fluchtraum ist. Jedenfalls ist er wie ich im Übrigen immun gegen die M-Life-Card: Sie soll dem Nutzer zeigen, dass er nun „dazu“ gehört, z.B. muss er beim Buffet nicht lange in der Warteschlange stehen. Am einarmigen Banditen darf er fünf Spiele gratis spielen, keine Minute also, meiner Schätzung nach. Dass er zuvor gelernt hat: erst viele Einsätze erbringen auch viel „Gold“, vielleicht auch Spaß am öden Spiel gefunden hat, soll sich nun lohnen: für MGM, den Betreiber der Casinos, wo die Karte gilt. Er soll nun wieder lange wei-

ter spielen für sein „Gold“. Die Spieleinsätze werden auf M-Life-Card festgehalten, sichern vielleicht eine kleine weitere Vergünstigung. Wir nutzen unser „Gold, für Übernachtungen und Essen, weiter nicht.

Abends checken wir bei unserem zweiten Zwischenstop im „Circus Circus“ ein. Das „Gold“ von M-Life sichert wieder kostenlos ein Lunch-Buffer, ein sonst eher teures in einem besseren Hotel. Sogar den VIP-Zugang, vorbei an gut 100 oder mehr wartenden Gästen – dürfen wir nutzen. und das, obwohl wir uns von den einarmigen Banditen bei unserem ersten Aufenthalt nicht verlocken ließen. Es reicht, dass wir nach einer Woche schon wieder in Las Vegas sind. Der Computer weiß das, nur unsere Spielenthaltbarkeit muss ihm entgangen sein. Die Algorithmen, die uns steuern sollen, sind wohl noch nicht so ganz ausgereift. Am nächsten Morgen klappt es nicht mehr mit einem zweiten kostenlosen Breakfast am Buffet. Der Freitag zählt bereits zum Wochenende, und die M-Life-Rabatte gelten da nicht mehr. Also fahren wir, nach einem Baegel, Cookies und zwei Äpfeln zum Einkaufen. Das Factory-Outlet, haben wir am Tag nach unserer ersten Ankunft in Las Vegas schon besucht. Mützen zum Schutz vor der Sonne waren unverzichtbar. Heute haben wir Zeit, wir bummeln durch die Läden, Marcus findet nun bei Nike zwei T-Shirts, eine Jeans. Wir gehen später mexikanisch Essen. Wie gewöhnlich Fast Food – Plastikgeschirr und – Bestecke und Mc Donalds Flair - aber gutes Essen. Die Borritos sind so reichlich, dass noch genug bleibt bis zum Abendbrot. Und fast alles Essen hier ist ja schon „to go“ verpackt, also nehmen wir es mit.

Am frühen Nachmittag spazieren wir dann über den Las Vegas Strip: Am MGM-Grand-Hotel ist der „Boxkampf des Jahrhunderts“ schon breit annonciert. Wir flanieren zum New York New York, weiter zum Monte Carlo und zu Caesars Palace bis zum Paris und von dort zurück. Ein einziger Jahrmarkt. Die Leute haben sich bisweilen für Las Vegas etwas schick gemacht, sind aber oft gekleidet wie am Strand eines beliebigen Urlaubsortes: Shorts, T-Shirt und Turnschuhe, Leggings, kleines Top. Man kommt ins Grübeln, über Schillers Wort, der Mensch werde erst ganz Mensch im Spiel. Ich frage mich, wie die Amerikaner ihr Las Vegas wohl erleben. Die Sehenswürdigkeiten dieser Welt sind hier versammelt, jedenfalls die des good old Europe: Vom Eiffelturm bis zur Rialto-Brücke die Sehenswürdigkeiten großer Städte, die Sagen und Geschichte vom Excalibur bis Caesars Palace. „Uns gehört die Welt, jedenfalls haben wir sie uns hierher geholt; hier lacht uns vielleicht das Glück, und die Versprechen der glitzernden Warenwelt, hier stehen sie vor Augen, vielleicht werden sie hier wahr.“ Alles, so scheint es, ist hier denkbar, in diesem Trubel, der im Wortsinne „die Zeit vertreibt“. Alle Schichten meint man unter den Touristen hier zu sehen, bis zu den Bettlern hin. Es sind nicht viele, doch man sieht sie sitzen, mit ein paar Worten, hochgehalten auf einem Karton, machen sie auf sich aufmerksam: „No Home, no Money, even a smile will help“ ist da zu lesen. Aber wir sind in Las Vegas, und da schreibt dann einer auch mal originellen Sprüche als Beitrag zu dem Trubel dieser Glitzerwelt: „Girlfriend kidnapped by Ninjas – need money to learn Kung Fu“, liest man dann. Auf dem Weg trifft man die Abziehbilder aus den Traumfabriken: Mickey Mouse, Dark Vader, Spiderman, Batman und Joker, Superman und viele mehr, die

Helden aus der Kinderwelt von Disney World und die Comic-Helden gegen all „ das Böse“ dieser Welt. Wir dürfen uns dann zu den Guten rechnen, können gegen die „Welt des Bösen“ freilich selbst nichts tun, doch dafür haben wir ja unsere Helden. Märchen für Kinder und Erwachsene also zwischen all den adaptierten Highlights unserer oder Huxleys schöner neuer Welt – und dazwischen laufen wieder andere Reklame für die eine oder andere Show, Menschen, verborgen unter Masken und Kostümen. Für das eine oder andere Angebot, und sicher wenig Geld, müssen sie Reklame laufen. Ihren Schweiß sieht und riecht man nicht. Und am Ende dieser Stippvisite, wieder den Bäuchen der Hotel-Casinos, um uns Gelsenkirchener Barock, „bereichert“ um ein wenig Prunk einer ganz offenkundig herrschaftlich gedachten Welt, zu der man sich ganz zugehörig fühlen soll, werden wir stetig von Musik berie-selt. Noch einmal Ladenzeilen, Bars, tausende einarmiger Banditen, Spieltische, auch schon elektronisch ausgestaltet. Schlechte Zukunftsaussichten für die wirkli-chen Coupiers signalisieren sie. Die neue, elektronische Variante gestattet tiefe Ein-blicke, sieht attraktiver aus und spart am Ende Geld.

Wir flanieren auf dem Strip nur knapp zwei Stunden. Mehr solcher Eindrücke, geballt an einem Tag sind nicht gut auszuhalten, nicht nur angesichts der Hitze, in der ande-re stundenlang Reklame laufen müssen. Aber einsammeln, aufsaugen will ich sie unbedingt. Wir besteigen unseren Van und suchen uns ein kostengünstiges Motel. Das ist nicht einfach, wenn am Wochenende die Preise sich verdoppeln, mindestens. Wir brauchen einige Zeit, um eine halbwegs preiswerte Unterkunft zu finden. Den Abend verbringen wir im Motel, Markus beim Chat im Internet, ich mit meinem Tage-buch.

Weiter in eine Wüste die lebt: Von Las Vegas durch den Südwesten der USA

Das Kontrastprogramm vom zweiten Tag der Reise an könnte nicht größer sein. Wir kommen auf unserem Weg in die Nationalparks in Utah und Arizona, bis zum Rand der Stadt von dem überraschenden, aber ungenutzten Radweg begleitet, rasch in eine sich schier endlos in die Weite erstreckende Landschaft. Es gibt nur wenig Ve-getation, doch man braucht gar nicht lange, um die variantenreichen Färbungen von Felsgestein, Wüstensand und spärlichem Pflanzenwuchs zwischen verschiedenen Gelb-, Ocker, und Brauntönen, gelegentlich überzogen von grüngelblichen Gräsern, intensiv wahrzunehmen. Und: diese „Wüste lebt“ – auch wenn die Sierra Nevada und vor allem Kalifornien seit vier Jahren von der größten Dürre seit 120 Jahren heimge-sucht werden. Markus hält häufiger an. Es geht ihm wie mir: Er ist fasziniert von die-ser Landschaft, ihren Farben, ihren bisweilen bizarren Formen. Wir betrachten Fels-formationen näher, entdecken bei einem Stop eine recht große, fast türkisfarbene, Eidechse, oder ein bemerkenswertes Spinnennetz, zu dem sich die zugehörige Spinne leider versteckt hält, oder wir halten am Rand eines ausgetrockneten Fluss-laufs, in dem vereinzelt Sträucher mit blass-roten oder blauen Blüten zu entdecken sind. Wir gehen ein wenig Abseits der Straße, suchen nach neuen, überraschenden Blickwinkeln. Es ist noch nicht Utah, aber es sind doch erste Eindrücke von einer

Landschaft, wie sie Tony Hillerman in seinen Ethnokrimis beschreibt.^{vii} Und ich verstehe bald, dass die Navajo-Indianer hier, oder später in Utah, Orte entdecken können, die sie „schönes Tal“ nennen. Entlang der North-River-Side Road sieht man gelegentlich von weitem den Lake Mead; aber man muss schon einmal dicht heranzufahren, um zu bemerken, dass der Wasserspiegel hier um einige Meter gesunken ist. Am Ende einer solchen Stichstraße zu einem kleinen Jachthafen gewinnen wir den Eindruck, dass dieser Hafen vor einigen Jahren an einer Stelle gelegen haben muss, die inzwischen einige zwanzig Meter vom Seeufer entfernt liegt.

Wir fahren entspannt weiter. Die Vorfreude auf ein paar Wochen, in denen die bewirtschaftete Zeit keine Rolle spielen wird und wir uns ein wenig der Weite dieser Natur hingeben können, ist für uns fast zu greifen. Wir unterhalten uns ein wenig. Wir kennen uns beide als große Schweiger. Wir spielen manchmal Schach. Während dieser Reise werde ich bald merken, dass Markus bei Small Talks angenehm und bisweilen recht witzig in der Reflexion beobachteter Alltagsszenen ist. Aber längere Gespräche sind nicht sein Ding. Bei meinem ersten schwachen Anlauf dazu schlägt er vor, während unserer Rundreise ein Hörbuch zu hören. Er hat einen Fantasy-Roman im Urlaubsgepäck. Ich erhebe keine Einwände. Das schließt im Weiteren Gespräche ja nicht aus, denke ich. Man kann das Hörbuch ja gegebenenfalls abstellen. Und während des Zuhörens kann man ja immer auf diese oder jene besonders schöne Aussicht seitlich der Straße verweisen, sich über einen kurzen Zwischenstopp verständigen und so weiter. Marcus legt das Hörbuch ein. Es zeigt sich, dass der Fantasy-Roman gar nicht so übel ist, wenn auch das bekannte Muster, einmal mehr nur variiert: Wir begleiten also auf unseren weiteren Reise die Helden des Romans in eine zunehmend bedrohte mittelalterliche Welt. Agrarisch und handwerklich geprägt, ist auch sie ein Leben in und mit der Natur. Die scheint aber eher durch tiefe Wälder bestimmt. Gut und Böse sind in dieser Welt nicht so schlicht verteilt wie bei Tolkien, und soziale Strukturen dieser erdachten Gesellschaft werden differenzierter dargestellt. Auch die Charaktere von Menschen aus dem „einfachen Volk“ entwickelt der Autor differenziert. Sein Frauenbild ist erträglich. Doch auch in dieser von Menschen, Zwergen und Elben bevölkerten Welt – an deren Rand es aber auch schon fast nicht mehr menschlichen Lebewesen gibt, Tolkiens Orks durchaus ähnlich – rankt sich die Handlung um zwei Helden, die sie am Ende retten werden. Es ist einmal mehr eine Geschichte aus den Männerwelten, aber es ist auch angenehme Unterhaltung, die meine Ausstiegsstimmung flankiert. Zu guter letzt werde ich mich auf über einhundert Stunden Hörbuch-Geschichte eingelassen haben.

Der *State Park Red-Fire-Valley* ist unser erstes Zwischenziel an diesem Tag. Es gibt keine Kontrolle an der Zufahrt, aber erwartet wird, dass man 10 Dollar in einen Behälter wirft. Es scheint, die meisten Besucher halten sich daran. Landschaftlich ist der Park unglaublich – und die Ruhe im Kontrast zu der Wüstenstadt, die wir am Mittag hinter uns gelassen haben, erhöht noch den Genuss. Die Felsformationen beeindruckend. Die Farbkontraste zwischen weißem, gelben und rotem Fels und z. T. dichtem grünen Bewuchs sind stärker als in der schon eindrucksvollen Landschaft auf dem Weg hierher. Wir fahren die meisten Strecken ab und gehen mehrere Wege,

zuletzt auch die insgesamt, also hin und zurück, die vielleicht zwei bis drei Meilen zur „Fire Wave“. Mit ihren weit geschwungenen rot-weißen Linien ist sie wirklich das Highlight hier. Am Abend erreichen wir, kurz vor der Grenze nach Utah, unser Motel, nochmals eines mit Spielcasino, nun aber eine „Miniaturausgabe“ Es lebt vor allem vom „kleinen Grenzverkehr“ mit Utah, dem Mormonen-Staat, und jetzt am Wochenende ist es besonders gut besucht. Uns stört das nicht. In unserem Zimmer hört man nichts und dies Casino en miniature erscheint einem im Kontrast tatsächlich nur noch wie ein Puppenhäuschen. Ich halte meine Eindrücke der beiden ersten Tage an diesem Abend in zwei kleinen Gedichten fest:

Las Vegas

Einarmige Banditen, gleich nach dem Terminal
Ankommende, mit dem Ziel ihre Zeit zu vertreiben.
Bombay - damals 1987 – Ende meines Fortschrittglaubens,
Vegas – heute 2015 – Wüste in der Wüste,
der Ort wohin wir fortgeschritten sind.

Luxor, Excalibur“ New York New York, oder:
die Welt und unsere Träume von ihr.
Wir holten sie hierher – nun gehören sie uns.
Am Ende solchen Fortschritts sind sie nur
fade Abziehbilder und lärmende Monotonie.

Wimmelnde Ödnis am Abend,
Zerrspiegel des amerikanischen Traums,
am Ende seiner Geschichte – vorerst denn sie geht weiter.
Selbstunterworfenen Marionetten, wie betäubt ihre Zeit vertreibend,
die sie ergreifen wollten am Beginn ihres Traums.

Die Wüste lebt

Und dann die Wüste Nevadas,
vielfältig lebendige Farbenpracht
und Weite vor allem, Geräumigkeit.

Raum und Zeit zum verweilen,
von der Sonne gewärmt ein Reptil,
Red-Fire-Wave mit Farbenpracht.

Eine Natur, die sich träumt, ganz ohne uns,
in ihren Rythmen bewegt sie sich fort
zwischen Sand–Stein-Sand immerfort;

ein Gefühl von erhabener Ruhe
wie in Ruinen aus sehr alter Zeit,
eine letzte Spur, die uns träumen lässt.

Nur noch Erinnerung an die Gattung,
an einstmals geschäftig gestaltete Welt,
doch erhaben erst in ihrer letzten Gestalt
da die wimmelnde Ödnis verschwunden ist.

Ich lese Markus die Gedichte vor. Aber „nur zwei von tausend lieben Gedichte“. Markus zählt nicht dazu. Immerhin, sie sind Impuls für einen kurzen Wortwechsel:

Markus: Ja, die Natur hier, die erlebe ich ganz ähnlich. Aber an der Red fire Wave, da wo Dein Foto schlapp gemacht hat, war ich auch ziemlich platt. Bin aber trotzdem weiter, hab' ja das Motiv für Dich auf meinem Handy doch noch aus der Nähe festgehalten. Aber Las Vegas, also das geht mir nicht so auf den Nerv. Klar ist das krass, und sicher sind die Leute blöd, die sich da so vergnügen, aber viel blöder als du mit deinem Fußball auch nicht. Also lass ihnen doch ihren Spass, und lass sie ruhig auch ihr Geld verlieren. So ist die Welt. Und im Übrigen, du hast den Strip noch nicht bei Nacht gesehen. Das ist noch einmal eine Steigerung. Da geht der Trubel richtig los. Da lassen die die Sau raus!

Ich: Schön, mir hat das heute morgen schon gereicht. Du kannst ja sagen, dass die Menschen wie die Leute sind. Aber ich denke eben manchmal drüber nach wie aus den Leuten Menschen werden können – und dass wir weiter Menschen werden sollten oder müssen. Und hier spüre ich da eine Spannung zwischen der Natur, in die wir jetzt eintauchen, und dieser andren Wüste hinter uns, die setzt mir zu. Mit dem Fußball als Unterhaltungsindustrie liegst Du ja nicht so falsch. Aber dahinter gibt es Breitensport, Fußball als Mannschaftspiel. Ich sehe da, trotz FIFA und WM-Spektakeln schon noch einen Unterschied. Hier, das ist öde Einsamkeit vor einarmigen Banditen, nicht ein Spiel das lebendig ist und immer wieder überrascht – auch noch da wo es zur Unterhaltungsindustrie geworden ist. Und zum Hard-Core-Fan kannst du mich sowieso nicht machen.

Markus: Na ja, ich weiß nicht, aber ich hab dich schon verstanden. Die Spannung, die dich nervt, mag ja auch da sein. nur, was änderst du daran, wenn du darüber klagst. Und ich hab's auch nicht sowie du mit der Philosophie. Außerdem, das sind die Amis! Das ist vielleicht ein bisschen heftiger als anderswo. Ich sag's noch mal: so ist die Welt. Ich nehm das gute Breakfast aus Las Vegas mit, und ich freu mich auf die nächsten Tage. Und mal ganz ehrlich: hätt ich richtig Kohle, so'n bisschen ließe ich die Sau auch gern mal raus – obwohl, die nächsten Tage, das wird besser.

Ich: Gut, wir werden uns da nicht ganz einig. Ich freu mich jetzt, genau wie du, auf unsere weitere Reise. Und über dieses Land zu reden, haben wir ja noch viel Zeit. Ich guck jetzt in den Reiseführer. Mal sehen was morgen kommt. Und wir sollten sehen, dass wir ein wenig schlafen.

So ähnlich, Austausch von ein paar Gedanken und etwas Small Talk, laufen auch unsere Gespräche an den nächsten Tagen. Oft sind wir abends auch ein wenig müde. Wir erleben die kleinen Städte des Südwestens und wir lassen uns von den gewaltigen Landschaften überwältigen. *Panguich/Utah* etwa, das wir am folgenden Abend erreichen, ist nicht viel mehr als eine große Kreuzung mit Ampel. Einigen Dutzend alter, manchmal windschiefer Häuser, denen ein neuer Anstrich gut täte, an den Seiten der beiden Straßen, eine Tankstelle, ein paar Kneipen, unser Motel, vielleicht zwei, drei etwas stattlichere Gebäude, sicherlich auch irgendwo einer Kirche, auf der wir auf unserem Weg zum Motel aber nicht vorbei kommen. Die Bäume zeigen, dass es hier im Tal ein wenig Wasser gibt. Vermutlich weiden dort auch ein paar Rinder. Das Motel ist okay. Auch die Pizza, in dem vom Führer empfohlenen Restaurant ist gut. Die Pizzeria freilich ist weniger einladend. Doch man gewinnt ein Bild von den Einwohnern. Es „riecht“ ein wenig nach oberer Unterschicht. Die meisten Leute holen sich ihre Pizza nach Hause. Auch wir nehmen sie mit in unser Motel. Dort sind wir gut untergebracht, aber gelandet sind wir schon in einem ziemlichem Kaff. Später werden wir merken, dass uns schon hier die Grundstruktur aller der anderen Wohnstädte begegnet, die wir noch sehen werden: Sicher, nicht nur diese eine Kreuzung, vielmehr breite Straßenzüge, schachbrettartig angelegt, und im Zentrum dann die eine Kreuzung, nicht ein öffentlicher Platz. Je nach Größe der Städte kleine Motels, Schnellimbisse und Tankstellen oder große Einkaufszentren, Factory Outlets und Parkplätze. Gewiss, auch bei uns begegnet uns auf den öffentlichen Plätzen eher die Einsamkeit der vorbeiströmenden Konsumenten, aber die Architektur gibt doch noch einen Eindruck davon, wie diese Räume einmal entstanden und gedacht gewesen sind: Räume sollten das sein für eine bürgerlichen Öffentlichkeit, mit Plätzen wo man sich traf, zum kleinen Schwätzchen oder zur großen Versammlung. Hier sucht man das vergebens. Vielleicht gibt es, wie damals im Osten der USA, Assembly Halls. Jedenfalls aber trifft man überall auf diese Architektur, die solche öffentlichen Räume kaum kennt.

Die Nationalparks sind grandios, aber auch die Landschaften dazwischen beeindruckend in ihrer Ausdehnung und Schönheit. Im *Zion-Nationalpark* verknüpft sich eine Gebirgslandschaft, die noch ein wenig europäisch anmutet mit der Vorstellungswelt der Mormonen. Hier wähten sie sich wirklich angekommen in „Gods own Country“. Das beginnt mit dem Namen des Tempelbergs für den Park und setzt sich fort mit dem Great White Throne, Angels Landing, Three Patriarch und so fort. Wir genießen die Landschaftsbilder. Wir sehen die ersten Tiere: die unvermeidlichen grauen Eichhörner, erste Rehe und eine Gruppe wilder Big-Horn-Schafe. Sie kreuzen unseren Weg auf der Weiterfahrt durch eine Landschaft, weit hingezogen und geprägt von rötlichen Felsplateaus. Wie Tags zuvor fahren wir zwei bis drei Stunden und sehen kein einziges Haus - nicht einmal „versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur“. Der *Bryce Canyon Nationalpark* ist ein ganz besonderes Naturgemälde, gilt er neben dem Grand Canyon als der spektakulärste Park. Von dem bis zu 3000 Meter hohen Paunsaugunt Plateau, das sich hier auf dem Colorado Plateau in noch größere Höhen erhebt, blickt man an dessen Abrisskante auf unglaubliche Felsformationen, orange-rot, bisweilen von weißen Querstreifen durchzogen. Längere Fels-

wände wechseln sich mit in großen Gruppen einzeln stehender Felsensäulen, Hoodoos, ab, sind an anderen Stellen von „Windows“ durchbrochen oder bilden Arches. Und das über eine Strecke von ca. 15 Meilen hinweg. In zum Teil großer Tiefe bilden die Felsen die unterschiedlichsten Formationen bis hin zu einem natürlichen Amphitheater. Schon der viel kleinere *Red Canyon*, den man auf dem Weg zum Bryce Canyon durchfährt, ist landschaftlich wunderschön und lädt zum Verweilen ein, aber das, was wir später sehen, ist geradezu überwältigend. Das Hörbuch bleibt hier ausgeschaltet. Der Park kann – anders als der *Zion Nationalpark* und ähnlich wie die meisten folgenden Parks - gänzlich mit dem eigenen Auto befahren werden. Wir fahren erst bis zum Ende durch, unternehmen dort einen ersten Spaziergang durch einen Wald, in dem noch hoch, aber stark verharscht Schnee liegt. Wir genießen die Rundblicke und machen dann auf der Rückfahrt an verschiedenen Aussichtspunkten halt. Schließlich folgen wir am Sunset Point dem empfohlenen Fußweg, dem Navajo Loop Trail in die Felsenlandschaft hinein, obwohl der in der Nachmittagssonne bei erheblichen Steigungen durchaus anstrengend zu gehen ist. Es ist lohnend, hier zwischen den Felsen ein wenig zu wandern.

Man muss sich – trotz des Schnees, der oberen am Ende des Parks noch liegt - erst einmal klar machen, in welcher Höhe man ist. 3000 Meter hoch stehen wir an der Abbruchkante eines Hochplateaus – also nicht wirklich in einem Canyon. Die Temperaturen sind morgens angenehm, später am Mittag wird uns warm – besonders auf der kleinen Wanderung auf dem Navajo Loop Trail. Auch merkt man, dass in dieser Höhe die Luft schon ein wenig dünner ist. Neben Rehen und Eichhörnchen – nicht in der Abbruchkante, sondern auf der anderen Seite der Straße zum bewaldeten Hochplateau hin, oder direkt am Weg - sehen wir dicht am Parkausgang auch einen Utha prairie dog. Er sucht gegen uns seinen Platz auf der Fahrstraße zu behaupten. Was ihn da auf der Asphaltfläche fast magisch anzieht, können wir nicht ausmachen; aber es ist uns recht. Der Präriehund wird gerade so zu einem dankbaren Photomotiv. Hochgereckt beobachtet er uns dicht hinter dem Straßenrand, zieht sich ein wenig zurück als wir zu Fuß näherkommen und kehrt er sogleich an seinen Platz auf dem Asphalt zurück, als wir weiterfahren. Im Visitor-Center gibt es neben den unvermeidlichen Souvenirs einen großen Vorführraum. Man kann einen Film mit Informationen zur geologischen Entwicklung und zu Flora und Fauna des Parks anschauen. Wie in allen Parks sind die Touristen-Informationen nicht nur ökologisch korrekt, nein entsprechende Aufklärung ist den Parkverwaltungen ein wirkliches Anliegen. Umso krasser ist der Kontrast zu dem verschwenderischen Umgang mit natürlichen Ressourcen, den man in dieser automobilen Gesellschaft, vor allem in ihren Städten, immer wieder handgreiflich erlebt.

Unsere Fahrt durch Utah setzt sich an den folgenden Tagen fort - mit weiteren eindrucksvollen Landschaften und Nationalparks, begleitet von unserem Hörbuch - über den *Kodachrome Basin State Park* und *Capitol Reef* zum *Arches- und zum Canyonlands Nationalpark* bei *Moab*. Nun durchqueren wir wieder weitläufige Wüstenlandschaften, die dort, wo die Parks eingerichtet sind, in Gestalt verstreuter, bisweilen bizarrer Felsformationen landschaftlich besonders reizvoll werden. Wir sehen

roten Sandstein in fast jeder Form. Wieder sehen wir „Cathedral Valleys“ oder einen „Golden Throne“, aber auch „Temples of Sun“ oder „Moon“, „Arches“ oder auch „Double Arches“, Felsen, bei denen man staunt, dass sie stabil aufeinander ruhen, „Balanced Rocks“ also, oder auch eine „Parade of Elephants“. Inzwischen trifft man weniger Touristen. Überwiegend sind es ältere Menschen, ich denke Rentner, denen, wie mir, zeitlich lange Reisen möglich sind, manchmal aber auch jüngere Leute, wohl Studenten. Alle sind immer freundlich: „Hi, have a nice day“, „Hello, what a great day in the State of Utha“ – oberflächliche, doch echte Freundlichkeit, vielleicht ein Ausdruck von Kommunitarismus in diesem Land, nicht nur Umkleidung der Begegnungen einander Gleichgültiger. Wir genießen die Parks, die kurzen Spaziergänge bei unseren Halts, die knappen Gespräche, die Weite um uns herum und die Zeit, die in unserem Rhythmus verstreicht. Dicht bei der Zufahrt zum *Capitol Reef*, entdecken wir an einer Felswand auf der anderen Seite eines kleinen Bachlaufs eingeritzte Zeichnungen von Indianern. Wir kennen ihre Bedeutung nicht, sie beeindruckten auch nicht allzu sehr. Aber ein wenig bedauere ich nun doch, mich ganz aus der Planung dieser Reise herausgehalten zu haben. Wahrscheinlich hätte ich einen größeren Bogen durch Utah über die Mesa gewählt, um auch den Spuren der Anasazi ein wenig nachzugehen, eines Indianervolks; das dort vor ca. 1000 Jahren gelebt hat, weitergezogen und verschwunden ist. Aus Hillermans Romanen habe ich eine Vorstellung von den Canyons, in denen die Ruinen ihrer Steinhäuser stehen ein wenig auch von den Fragen, die sie für die anthropologische Forschung aufwerfen. Aber Markus und ich suchen ja das Naturerlebnis. Und wir finden es. Im *Canyonlands-Nationalpark* allerdings, gibt es nicht nur Natur zu sehen: erste Eindrücke der Landschaft, in die der Colorado River sich hineingeschnitten hat. Auch Eingriffe von Menschen in die Felsenlandschaft sind zu sehen. Uran ist hier im Tagebau abgebaut worden – zu Zeiten von Rüstungswettlauf, aber auch von an die Nutzung des Atoms geknüpften Zukunftsträumen. die heute auf jenem „Friedhof der Träume“ ruhen, von dem Norbert Elias spricht. Ganz langsam wachsen auf dem felsigen Boden erste grüne Flechten nach. Doch man sieht das nicht wirklich beim Blick in die Canyons hinab. Stünde es nicht im Parkführer und auf Schautafeln, man bemerkte kaum, dass sich hier Natur nach der Zerstörung langsam erst erholt.

Bei *Page* sehen wir den Staudamm am Lake Powell und den Colorado, der in den Schluchten der *Canyonlands* noch nicht zu erkennen war. Er liegt in der Abendsonne unter uns. Die Schleife, die der Fluss hier macht, ist wie die Saarschleife, aber in enormer Steigerung. Das Farbenspiel aus Ocker, Orange und Rot mit ein wenig Grün und Blau unten am Flusslauf lässt uns verweilen. Es ist einfach schön. Aber der *Antelope Canyon* ist erst recht ein Höhepunkt entstanden durch Flash-Floods, hier in der Wüste, vielleicht in den Monaten, wenn, wie die Navajos sagen „der Donner grollt“. Dann sind Wolkenbrüche möglich, und viel Wasser hält der Boden nicht, reißende Flüsse schießen durch die Canyons. Doch nun ist es trocken. Den Navajos diente dieser Canyon, so unser Führer, früher als ein Schutz vor Feinden – wohl im Sinne von Versteck. Mit seinen glattgewaschenen vielleicht zehn Meter tiefen steil gewundenen Schluchten aus Sandstein, rot und weiß beeindruckt dies Naturschauspiel ungeheuer. Mal ähnelt dieser ausgewaschene Fels an Adlerflügel, dann erinnert er an

einen Indianerkopf. Hie und da fällt das frühe Sonnenlicht schon tiefer in den engen Canyon hinein, oder man hat nach oben hin einen besonders eindrucksvollen Blick über die verschlungene, überall glatt gewaschene Felswand auf ein Stück blauen Himmel. Ich gebe unserem Navajo-Führer ein Trinkgeld, was ihn sichtlich überrascht, so sehr, dass er sich bedankt per Handschlag. Das wiederum verwundert mich, denn ich weiß aus Hillermans Romanen, dass bei ihnen sich die Hand zu geben gänzlich ungewöhnlich ist, vielleicht ein Hinweis auf die Erosion von alten kulturellen Traditionen?

Monument Valley schließlich ist nach allem, was wir in der Woche vorher sahen, nicht mehr allzu eindrucksvoll. Man kennt die Felsen zudem aus so manchem Western, und man zoomt sie sich heran. Eine Extraführung, auch hier ist Navajo-Reservat, mit Planwagen und Führer scheint nicht nötig, und nach dem Besuch des anliegenden Museums steht dieser Entschluss. Denn das Museum ist im Kern eine „John-Wayne-Gedächtnis-Schau“, „Der Teufelshauptmann“ flimmert da in Endloschleife über einer Leinwand und diverse Requisiten aus den Filmen zieren die Wände der beiden größeren Räume. In den zwei kleineren sieht man Photos aus der Zeit der ersten Pioniere – und - wie pflichtgemäß, so scheint es, erfährt man etwas, aber wenig zu den früheren indianischen Bewohnern dieses Tals. Also weiter zum *Grand Canyon*, doch mit Pech beim Wetter, erstmals seit unserer Ankunft in den USA. Es ist kalt und stark bewölkt, einige Wolken hängen hie und da im Canyon, kleine Schneeflocken weht der Wind uns ins Gesicht. Am „Desert View“ bleiben wir etwas länger. Der „Watch Tower“ hier ist ein Turm mit eindrucksvoller Aussicht - bei schönem Wetter -, doch auch so ist der Blick in den Canyon eindrucksvoll: Wolkenfetzen treiben vorbei, tief unten windet sich der Fluss, doch fehlt der Glanz des Sonnenlichts, und es ist bitter kalt. So gehen wir eiligen Schritts hinein. Er wirkt von außen etwas pittoresk, am falschen Ort. Türme, fast wie von einer Burg, wenn auch im Durchmesser viel breiter, erwartet man hier nicht. Drinnen scheint sein Durchmesser für eine Burg dann viel zu groß, es gibt es drei Ebenen. An den Wänden indianische Malereien. Durch ein großes Glasfenster haben wir noch einen letzten Blick in den Canyon hinab. Es ist Nachmittag und wir sind uns einig: über die Nationalstraße wollen wir rasch zurück nach Las Vegas. Der Plan war gut. Dort wartete, dank M-Life-Card, das kostenlose Lunch-Paket.

„California Dreaming“: Großartige Landschaften, Träume und Albträume, von Dürre bedrohte Welt

Nach Kalifornien führt der zweite Teil der Reise durchs *Daeth Valley*. Auch diese Wüste ist sehr eindrucksvoll auf ihre Art. Es ist um diese Jahreszeit noch nicht so heiß, es geht vorbei an Badwater, 282 Fuß unter dem Meeresspiegel, tiefster Punkt von Nordamerika. In *Bakersfield* dann liegen die Wüsten hinter uns: Wir erleben die Granitgebirge mit den großen Parks, später die Pazifikküste, viel Weideland, bisweilen kleine Orte, Villen hoch auf steilen Felsen, stille Buchten, die Brandung des Pazifik, endlos blaues Meer, und wir werden in die großen Städte reisen. „California

Dreaming“: Wir kommen in das Land, das immer Träume weckte, zur Zeit des Goldrauschs, dann als die Eisenbahn die Küsten des amerikanischen Kontinents miteinander verband. Träume, die sich mit diesem Garten der USA verknüpften und mit den Fluchten der „Okies“, jener Siedler aus dem Mittelwesten, deren Existenz der Dust-Bowl zerstört hatte, die der Staat Kalifornien aber in der Zeit der großen Depression an der Zuwanderung zu hindern suchte^{viii}, oder sehr viel später, als die Hippies ihren kurzen Traum vom Aufbruch in die Welt der Liebe träumten. Heute liegt Amerika in Kalifornien schreibt Michael Neumann schon vor dreißig Jahren, also in diesem „wurzellosen Staat“, der in seiner Gründerzeit den Aufbruch der Neuenglandstaaten kaum vom Hörensagen kennt, Gerade hier wurde aus dem „Land oft the free“ das „gelobte Land der Armen“, wie Hannah Arendt formuliert. Und Kalifornien wird darin, so wieder Neumann, der Staat, in dem Land und Macht so untrennbar verbunden sind, wie vor einhundert Jahren in Deutschlands ostelbischen Gebieten. Dennoch, dies bleibt das Land der Träume und der Traumfabriken, aber von Albträumen auch: Die deutschen Schriftsteller des Exils konnten ihn hier weiterdenken, für die Zeit nach dem Krieg, den Traum unseres demokratischen Projekts und Aldous Huxley, seit 1938 lebt er in Los Angeles hat uns den Albtraum seiner „schönen neuen Welt“ gezeichnet, schon hierher mitgebracht. Ausgesponnen und ausgebrütet werden sie weiter von den Drehbuchschreibern für die Studios von Hollywood oder von den „Adventisten der Technik“ im Silicon Valley. So mancher Zwiespalt also mischt sich in meine Urlaubsstimmung, noch bestimmt vom Gefühl der „Auszeit“ in einer weiterhin großartigen Natur,

Wir kommen über das Gebirge in die ersten Parks und sehen Landschaften, wie ich sie nie gesehen habe. Wir fahren in ein kleines Seitental. Ein Bach fließt über blanken Fels. Das Wasser sammelt sich in ausgewaschenen Mulden. Etwas höher wärmen sich zwei Lizzards in der Sonne. Wir setzen uns auf einen Felsen und machen Rast. Wir fahren weiter in die großen Parks. Erst der *Kings Canyon*, dann der *Yosemite*. Die ersten Mammutbäume stehen machtvoll da, verteilt zwischen fast gleich hohen Nadelbäumen. Die muten an wie eine Mischung aus Tanne und Kiefer, gerade hohe Stämme, doppelt so stark wie großen Tannen in Europa, mindestens. Manche Mammutbäume scheinen am Stamm, ganz unten, ein wenig angesengt. Waldbrände können sie nicht leicht zerstören, nur an zwei drei Stellen treffen wir auf ihre Stümpfe, immer noch sehr hoch und eindrucksvoll, die zeigen, dass ein Feuer sie bisweilen doch zerstören kann. Später bestaunen wir „General Sherman“, gemessen an den Kubikmetern Holz, nicht an der Höhe, den größten und ältesten aller Mammutbäume. Gesprossen zu der Zeit des mittleren Reiches am Nil steht er so da, trägt nun den Namen eines Nordstaaten Generals aus den Sezessionskriegen^{ix}. Bei seiner Entdeckung, etwa um 1870 nannten ihn Waldarbeiter Karl-Marx-Tree, denke ich bei mir. Etwas länger halten wir uns dann in der Nähe des Visitor-Centers auf. Hier stehen besonders viele Mammutbäume, und in der Nähe finden sich am Rande einer größeren Lichtung auch ein, zwei große und noch gut erhaltene Stämme umgestürzter Bäume. Einige der fast unvermeidlichen grauen Eichhörnchen turnen darauf herum. Ich versuche an einem abgesägten Stamm Jahresringe zu erkennen. Es

sind viele, unglaublich dicht aufeinander folgend, aber die Baumscheibe ist ziemlich verwittert. Es ist nicht möglich die Zahl der Ringe abzuschätzen oder gar zu zählen. Zu einem Look Out Point geht es über eine Seitenstraße. Wir halten, und dann steigen wir hinauf: der Zugang ist gut ausgebaut, einbetonierte Stufen, Stahlgeländer, mehrere hundert Meter einen sacht ansteigenden mächtigen Granitfelsen hinauf. Oben angekommen, fällt der riesige Granitblock zu allen Seiten sehr steil ab. Man ist über 6000 Fuß hoch und hat nun wirklich den Eindruck, sich in sehr großer Höhe zu befinden. Dem Betrachter bietet sich ein großartiger Rundblick.

Nach den ersten Parks gewinnt die Landschaft einen schwachen Anflug mediterraner Atmosphäre. Wir passieren erste Orangenplantagen, immer künstlich bewässert, der Obst und Gemüseanbau macht 80 Prozent des Wasserverbrauchs in Kalifornien aus, und hie und da neben Bäumen, die ich nicht kenne, auch Zypressen. Was fehlt, sind Gebäude die für Geschichte mit einer reichen Kultur stehen. Es gibt hier keine kleinen Ortschaften, auf einem Hügel gelegen, nicht einmal ein paar Villen, die, eingrahmt von Zypressen eine Erinnerung an toskanische Landschaften wachrufen könnten. Eher ist das hier die „fabrikmäßige Einsamkeit“ einer industrialisierten Landwirtschaft, von der schon Naumann schreibt. Je mehr wir uns der Pazifikküste nähern, prägen breite Straßen, erstmals sechsspurig Autobahnen, und großflächig angelegte Wohnstädte. immer nur mit flachen Gebäuden, das Bild. Einige Tage später, auf der *State Route 101* entlang der Pazifik-Küste wird die Landschaft abwechslungsreicher sein – und einmal mehr sehenswert. Auf den schönsten Abschnitten fahren wir eine Steilküste entlang. Bisweilen sind einzelne größere Felsen im Meer zu sehen sind. Villenbesitzer haben sich die Schönsten Plätze zum Bauen ausgesucht. Doch auch wenn hier vereinzelt Agaven ähnliche Pflanzen, oder um einzelne Villen herum auch Palmen oder Zypressen zu sehen sind, auch diese Landschaft wirkt auf mich nicht mediterran. Auch noch 300 Kilometer südlich von San Francisco überwiegen grüne Wiesen mit Kühen und kleinere Wälder mit Nadelbäumen. Auf einem kurzen Stück seitlich der Straße wurde auch einmal Wein angebaut. Und in den Städten am Weg wieder das Amerika, das mich inzwischen eher langweilt und zugleich beunruhigt. Die Stadtbilder gleichen sich: breite Straßen im Schachbrettmuster, flache Gebäude, Wohnstädte mit eher standardisierten Häusern von z.T. flachen Mauern umgeben, Einkaufszentren mit Supermärkten diversen kleineren Geschäften und Niederlassungen der bekannten Fast Food Ketten und natürlich Tankstellen. Bei einer sehen wir auf allen Zapfsäulen Fernseher, die die Kunden mit Reklame berieseln. Vielleicht kommt man auch einmal an mehreren medizinischen Zentren vorbei, oder an mehreren Gebäuden, in denen Anwaltskanzleien residieren. Und schließlich gibt es die öffentlichen Gebäude: City Halls und vor allem Kirchen, durchgängig traditionell und einfallslos gebaut. Es wird im Inneren mindestens so konservativ zugehen, wie sie sich von außen darstellen. In San Diego, nun schon gegen Ende unserer Reise, gönnen wir uns einen Besuch im Zoo, der einer der besten in den USA sein soll. Nach mehr als 5000 Kilometern wollen wir mehr Ruhe. Landschaftlich ungemein schön angelegt bietet der Zoo einiges. Fossilien, etwa riesige, unbehaarte Mammuts, Säbelzahntiere, überdimensionierte Löwen, zur Tier-

welt Kaliforniens vor 12.000 Jahren etc.).neben den Gehegen afrikanischer Wildtiere. Alles verändert sich. Wir sind weder am Ende dieser Evolution, noch ihr Gipfelpunkt, denke ich.

Für die nächsten Tage finden wir ein Motel, ein Stück weit nach Norden zurück und deutlich weiter Landeinwärts, näher an den *Yoshua Tree Park* heran. Für die letzten Tage ist wegen großer Hitze eine Wetterwarnung ausgegeben, gut also, dass es hier einen kleinen Pool gibt. Beim Frühstück an den nächsten Morgen nehmen wir uns etwas Zeit. Das Frühstückfernsehen, das selbstverständlich immer läuft, registriere ich erstmals bewusst: ein ähnliches Format wie bei uns, aber der Analphabetismus ist weiter „fortgeschritten“ – gerade weil Kernsätze von Experten, die der Moderator fragt, eingeblendet werden. Der Übergang zur Werbung folgt unmerklich, na ja beim Essen des synthetisch anmutenden Rühreis oder der exzellenten Apfelsine bin ich vielleicht auch einmal abgelenkt. Doch ob mit strahlendem Lächeln über die Bereitstellung der US-Flotte vor dem Jemen berichtet oder ein Auto angepriesen wird, wobei der Anpreisende zu Beginn am Hudson River vor der Freiheitsstatue steht – freie Fahrt für freie Bürger also auch hier -, ob zwei „Analysten“ bedächtig den Kopf wiegen und über die Lage in Nah-Ost sprechen, oder ob ein Experte die Vorzüge eines bestimmten Produkts anpreist: die Unterschiede sind gering und der stete Wechsel zwischen Nachrichten und Werbung verrührt alles zu einem Einheitsbrei. Und schließlich werden die zuschauenden Untertanen – Koeppen sprach ja noch von den Bürgern, - und Konsumenten hier wie dort behandelt wie Kinder in der Klippschule. Aber es gibt auch Nachrichten, zu denen manche BürgerInnen Wissensdurst und sicher ihre Meinung haben: Einmal mehr in diesem Jahr wurde ein junger Farbiger erschossen, der Polizist sagt Notwehr, farbige BürgerInnen protestieren, die junge Frau, die im Frühstücksraum für Nachschub sorgt, farbig wie fast immer hier das Personal, bleibt heute öfter stehen und folgt der Sendung. Ich schau zu ihr herüber und denk an den Rassismus, der die amerikanische Geschichte wie ein Albatros begleitet, so das von Immanuel Wallerstein gewählte Bild.

Doch dann zurück in die Natur: der Joshua-Tree-Park ist noch einmal Wüstenlandschaft, die an Bäume erinnernden Kakteen und Sandsteinfelsen. Wir halten uns hier lange auf und verzichten auf den Umweg nach *Palm Springs*, Wohnstadt für wohlhabende Rentner, Golfplätze en masse. Die Frage, ob sie alle noch mit sattem Grün unter der heißen Sonne liegen, mag offen bleiben. Schon vier Jahre herrscht Dürre im Land. Jerry Brown, sein Gouverneur, hat alle Städte und Gemeinden verpflichtet, ihren Wasserverbrauch binnen neun Monaten um 25 Prozent zu reduzieren, reichere Gemeinden mit höherem Verbrauch, etwa Beverly Hills, müssen 35 Prozent erreichen, ärmere oder solche, die in ihrem Verbrauch ohnehin niedriger liegen, wie etwa San Francisco, haben niedrigere Vorgaben. die 80 Prozent Wasserverbrauch für die Landwirtschaft – Grundwasser wird aus immer größeren Tiefen heraufgepumpt – werden noch nicht angetastet. Zuletzt fahren wir noch einmal in die Berge. In den Tälern ist Wüste, hier oben säumen Wälder die Straßen. Ginsterbüsche blühen und riesige gelbweiße Staudenblumen wie überdimensionierter Fingerhut. Wir machen Pause an einem kleinen Bergsee, wir sehen dort Angler, es muss hier Fische geben.

Auf dem nächsten hohen Bergrücken finden wir eine Sommerfrische für betuchtere Einwohner von Los Angeles: eine Landschaft wie gemalt, große Wochenendhäuser, verstreut um einen von Bäume und Felsen gerahmten See, aber dann: zwei weitere Seen, vielleicht jeweils zehn Fussballfelder groß, die ganz ausgetrocknet sind. Die Wochenendhäuser hier, sind etwas bescheidener. Ein Schelm, wer böses dabei denkt. Die Dürre trifft nicht alle gleich, und wer weiß: der Markt für Kunstrasen für die Villen in Beverly Hills, er wird wohl wachsen.

Going to San Francisco

Vor der Fahrt entlang der Pazifikküste liegt San Francisco auf unserem Weg. Auf diese Stadt bin ich gespannt. Gewiss ein touristisches Highlight: Fishermans Wharf, dort an den Piers entlang bummeln, Down Town mit einen Blick auf das Bankenviertel nach China Town, vielleicht mit der Muniel Railway fahren, oder mit einem der Cable Cars, eine Stadtrundfahrt mit dem Bus. vielleicht ist auch das eine oder andere Museum interessant. Aber die Fahrt hierher ist mehr: „When You’re going to San Francisco“, Scott Mc Kenzies Song ruft die kurze Episode die Hippie-Jahre in Erinnerung. Silicon Valley, nicht weit von der Stadt entfernt, ist eher die Gegenwart – und das Zukunftsversprechen der immer neuen und doch immer gleichen Technikutopien - bunt schillernd und vieldeutig, Vermenschlichung unserer Welt verheißend, aber auch die vollständige Unterwerfung unter den „losgelassenen Verzehrungsprozess“ ermöglichend, von dem schon Hannah Arendt gesprochen hat. Die fundamentalistischen Creationisten kommen mir ebenso in den Sinn, wie die Advenisten der Technik a la Ray Kurzweil In meinen Gedanken bin ich so schnell bei Enzensbergers „wissenschaftlicher Theologie“:

Wahrscheinlich ist er nur einer von vielen./Er wird müde sein, manchmal,/zerstreut. Schwere Arbeit,/all diese Versuchsreihen,/unabzählbar viele. Ja,/im Prinzip weiß er alles,/aber natürlich, um die Details/kann er sich nicht kümmern./Reaktoren, die heißlaufen,/ Plasmawolken, relativistische Felder./Wir sind schließlich nicht die Einzigen./

Erst nach einer Ewigkeit/ nimmt er die Probe wieder zur Hand./In seinem riesigen Auge/spiegelt sich unser Universum./Aber dann sind wir schon vorbei./Schade. Womöglich hätten wir ihn/rein wissenschaftlich gesehen,/interessiert. Eine Novität, nur leider/nicht sehr haltbar, unbemerkt,/weil er anderweitig beschäftigt war,/dieser Gott. Er hat uns verschlafen.

Oder er hat uns vergessen, denke ich weiter; unerheblich also, ob es ihn gibt – für uns, die wir sind für einen kleinen Wimpernschlag - wie Eintagsfliegen, die über die Ewigkeit reflektieren, wie schon Denis Diderot geschrieben hat. Es sei denn die Propheten im Silicon Valley a `la Ray Kurzweil – einigermaßen immun gegenüber den Tatsachen – behalten doch Recht, und fortschrittliche Automaten, nicht mit dem Makel der Sterblichkeit behaftet, werden uns schließlich ersetzen.^x Eher aber werden nach dem Menschen noch die Granitfelsen fortdauern im Yosemite State Park. Und verschwunden sein werden mit uns die schier unendlich alten Sequoias, die Mam-

mutbäume - jedenfalls nach unserem Maßstab. Schlicht, Ehrfurcht gebietend fast und so unendlich filigraner als Alles, was unsere Zivilisation, so besonders weit „fortgeschritten“ in diesem Land, in gods own country, hervorgebracht hat. Und näher betrachtet sind die Grauhörnchen oder die Hasen in Devils Garden ungleich Kunst- und eindrucksvollere Produkte der Evolution als alles, was menschliche Wissenschaft und Technik hervorgebracht hat. Es ist wie mit Enzensbergers „Hasen im Rechenzentrum“, der, dem schnellsten Rechner noch allemal überlegen, seine Haken schlägt, und aus dem Eozän an uns vorbei in eine Zukunft hoppelt, *reich an Feinden/doch nahrhaft und geil/wie der Löwenzahn*. Grandioser sind diese Naturschauspiele als Alles, was man im Silicon Valley finden könnte oder in Las Vegas gefunden hat, diesem Zerrspiegel imperialer Macht und zugleich sinnfreien Leerlaufs inmitten einer anderen Wüste, die länger dauern wird und lebendig ist und bleibt.

So, oder so ähnlich reflektiere ich während der Fahrt, dabei auf der Fahrt mit einem Ohr dem Hörbuch zuhörend, das wir all diese Tage auf unserer Fahrt abspielen, manchmal auch dazu ansetzend, solche Gedanken Markus mitzuteilen. Aber damit komme ich nicht allzu weit. Mein etwas agnostischer und einigermaßen pessimistischer Grundton, ist ja auch vielleicht für ein Gespräch nicht allzu förderlich. Aber ich habe eben auf dem Flug nach Atlanta wieder in Hans Magnus Enzensbergers „Elixieren der Wissenschaft“ noch einmal gelesen, und hier, kurz vor dem Silicon Valley drängt sich das wieder auf. Zweihundertundfünfzig Jahre nach der großen Zeit der Französischen Aufklärung hat dieser Kenner der Arbeiten Denis Diderots schon einige Gründe, die er für seine agnostische Haltung ins Feld führen kann. Sein „*Hase im Rechenzentrum*“ lässt sich so auch – angesichts des Standes heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis – als Antwort auf die „ziegenfüßigen Faune“ im Ergebnis einer Kreuzung von Mensch und Tier in Diderots wichtigstem philosophischen Text „D’Alemberts Traum“ lesen;^{xi} und Diderot, der die Fahne der Aufklärung stets hochgehalten hat, hat in seinem letzten Lebensjahrzehnt, sehr bewusst vor allem für uns heutige, für seine Nachwelt, geschrieben und schließlich ein wenig resigniert auch seinem Urteil Rechnung getragen, dass diese Welt „die Welt der Starken“ und das Alter die Zeit der Reflexion sei. Zum anderen sind solche Reflexionen, wie ich sie hier anstelle, auch eine Konsequenz meines Rasch-Völlig-Abschalten-Wollens. Ich habe das manchmal ja wirklich ermüdende politische Alltagsgeschäft - zu Hause steter Gegenstand meiner arbeitspolitischen Reflexionen und Analysen - angesichts des wirklich fast überwältigenden Naturerlebnisses so gründlich hinter mir gelassen, dass ich für eine Weile etwas zur Ruhe gekommen bin. Und ich habe diese Natur, die länger ist und sein wird als wir, wohl ähnlich empfunden wie der alte Meister – als „Goethes herrlich leuchtende Natur“, so Alfred Schmidt. Und Goethe war, wie Nietzsche geschrieben hat, Weltreisender und nicht Weltveränderer. Warum soll ich mir da eine ähnliche Haltung nicht einmal für drei Urlaubswochen gestatten? Mag Albert Camus existenzialistisch gedachter Sisyphos in mir sich hernach wieder mit Freude abplagen.

Im Motel planen wir die nächsten Tage. Anknüpfend an meine Bemerkungen auf der Fahrt entwickelt sich aber auch einmal ein längeres Gespräch zwischen Markus und mir:

Markus: für Silicon Valley ist die Zeit aber zu knapp, oder? Außerdem hatte ich heute den Eindruck, dass dich das nicht wirklich lockt.

Ich: Nein nicht wirklich. Ich denke man sieht da ja auch nicht die „Start-Up-Garagen“, von denen immer geschrieben wird. Man sieht Konzernzentralen, richtig mondän, in denen unsere Zukunft ausgebrütet wird. Bin nicht scharf darauf.

Markus: Gut, aber zu Deiner Sicht auf diese Zukunft – soweit ich während der Fahrt richtig zugehört habe, Also, die teile ich so nicht. Was, wenn nicht Technik, kann die Zukunft besser machen? Klar, wer herrscht, nutzt die Technik auch zu seinem Zweck. Dann bauen die Amis also Drohnen und der CIA bespitzelt uns im Netz. Das ist nicht so toll. Das wird dauern, ehe sich da was ändert. Da kannst Du schimpfen, aber sollen *wir* Hanseln daran etwas ändern?

Ich: Komisch, in deinen Fantasy-Romanen sind es immer wenige, eben große Helden, die ganzer Welten retten. Jetzt wirst Du sagen, *eben*: das ist Fantasy. Trotzdem, da träumst *Du* dich doch rein. Was ist mit Deinen Träumen hier in unserer Welt, gegen ihr Elend – bei uns zu Hause und gerade auch in diesem Land. Man sieht es hier nur kaum auf unserer Urlaubsreise. Was also ist mit unseren Träumen hier, für diese Welt? Die Helden auf dem Strip da in Las Vegas sind da natürlich Hirngespinnste, nette Märchen für Erwachsene bestenfalls, nein besser für solche, die niemals erwachsen werden sollen. Aber wenn die Menschen wirklich träumen würden, wie Martin Luther King „I have a dream!“ dann denk ich, wäre das ein Anfang um gemeinsam mit vielen was zu ändern.

Markus: Hört sich vielleicht gut an, aber ich sehe das nicht. Viel zu Viele haben sich recht bequem eingerichtet. Da muss man nicht, wie die Verschwörungstheoretiker, meinen, dass wir alle eh an feinen Fäden hängen. Und die hat dann eine ganz kleine herrschenden Elite in der Hand. Auch wenn das so nicht ist: die Welt ist wie sie ist – Vielleicht wird sie ja ganz allmählich doch ein wenig besser. Aber das wir das machen? Nee, dann bin ich wieder bei der Technik.

Ich: Ich zieh die Technik doch nicht rundheraus in Zweifel. Nur, Zukunftsbilder die allein und immer wieder, nur auf Technik bauen, die sind immer schrecklich schief. Siehst Du hier Eisenbahnen, die atomgetrieben quer über diesen Kontinent fahren. Das hat man sich mal ausgemalt. Schön daneben, und wem hätte das genutzt? Ich bin Gesellschaftswissenschaftler und ich sage, wir müssen auf die Bilder schauen, die wir uns von uns selber machen, und auf die Verhältnisse, in denen solche Menschenbilder heute wuchern. Und dann kommt mein Bild von dieser neoliberalen Welt. Schau mal, morgen da kommt San Francisco. In meiner Jugend waren das „San Francisco Nights“, war das Woodstock. Gut die Hippies damals hatten schon naive Träume und auch der Aufbruch davor, der von uns 68ern, der hat die Welt nicht so verändert, wie wir dachten. Aber wir *hatten* Träume. Heute sehe ich grad bei uns in Deutschland sowas kaum, kaum das kleinste Fünkchen von etwas Neuem einer unentdeckten Welt, die erst zu bauen wäre.

Markus: Ja ja, und ihr, ihr habt die gebaut? Doch ja wohl eher nicht. Und wenn ich Dich so höre, dann ist das ja fast eine Apokalypse, die Du heute im Auto malen wolltest. Ich sehe das nicht so finster, und ich hab genug damit zu tun, für mich in meinem Leben die nächsten Schritte hinzukriegen.

Ich: Stimmt, doppelt: aber ich hab bei dem, was ich grad sagte, die Kritik von einer Frau im Kopf, der Name fällt mir grad nicht ein, die kommt aus Deiner Generation, und die kritisiert die scharf. Ich denk das ist was anderes, die darf das. (Pause) Und wenn ich dann an meine Jugend denke, fällt mir der Karl Valentin ein. Der hat mal gesagt: die Zukunft sei auch nicht mehr das, was sie einmal war. Und daran ist was richtig. In meiner Jugend lag Veränderung geradezu in der Luft. Warst Du da nicht dabei, da warst Du fast schon tot. Aber die Zukunft, die ist immer offen. Nur *wenn* man sie verändern und gestalten will, das kostet wirklich Arbeit, wirklich Widerständigkeit.

Markus: Ach ja, das kannst Du sehr schön sagen, aber mal ehrlich: so richtig sehe ich nicht, wo *Du* noch kämpfst. Aber zu dem Valentin. Das ist schon *mein* Punkt heute: in einen Beruf zu kommen, der auch nur ansatzweise soviel Sicherheit verspricht, wie Du sie hattest, und der dann deine Zeit nicht ganz schnell auffrisst, ja, den muss mir erstmal einer zeigen. Mir geht's derzeit ganz gut, ich reibe mich in keiner Arbeit auf. Und ich hab da auch keinen großen Ehrgeiz. So ein bisschen geht es mir wie diesem Fischer, von dem - (Pause) der Heinrich Böll? - in einer Kurzgeschichte schreibt – ich glaub du selbst hast die Geschichte mal erzählt. Mir reicht das, was ich fange mit dem kleinen Kahn. Ich lieg dann lieber in der Sonne – oder ich surfe eben durch das Internet. Ich habe da halt etwas Glück, ich komme auch mit eher wenig aus. ich werde mir kein Bein ausreißen.

Ich. Okay, ein Stück weit sind wir uns da sogar beide einig: wir spielen beide nicht so gerne mit in diesem Stück, das in der Welt, so wie sie heute ist, gegeben wird. Der Unterschied liegt eher da, dass ich sehr sicher bin, dass es nicht so einfach immer weiter gespielt werden kann, dies Stück. Mag sein, du denkst, die Wirtschaft wächst schon immer weiter – was auch schon ziemlich dumm wäre. Aber mindestens die Öko-Krise ist Dir auch bewusst. Und dass die Leute immer mehr die Nase voll haben davon, wenn die Berufspolitiker beredt lächeln und ihnen dann stets wieder sagen, dass sie die Sache schon für sie geregelt kriegen, dass weißt du nur allzu gut. Du hast doch Spass am Kabarett, die „Heute-Show, die ist für Dich doch fast ein Muss. Denkst Du nicht auch manchmal, das Lachen müsste einem da eigentlich im Halse stecken bleiben? – aber gut, das geht einem dann eher in der „Anstalt“ so.

Markus: So langsam treibst Du es jetzt aber auf 'nen Punkt, der mir die Urlaubsstimmung trübt. Ich freu mich morgen früh auf San Francisco, Auf die Stadt, auf Meeresfrüchte, Mittags an der Fischer-Wharf, hoffe, dass die Sonne morgen scheint, Du weißt ja, in der Stadt ist oft viel Dunst und Nebel. Und ich bleib dabei: wir können hier und sonstwo reden, oder uns auch an die Köpfe kriegen. Die Welt, die ändern wir doch beide nicht – und ich mal sie nicht in ganz so finsternen Farben. Und Deine Träume, dieses neue, andere aufgehellte Bild, die müsste man mir erstmal malen, ne grobe Skizze wenigstens, die hätt ich schon ganz gern. Also: lass uns lieber das Gespräch beenden. In diesem tollen Urlaub, da will ich mich nicht allzu sehr mit Dir um Dinge streiten, die doch alle ziemlich vage sind. Ich sag mal: erst die Skizze.

Ich: Hast Recht. Ich bin ja auch schon ganz zufrieden, dass meine paar Bemerkungen im Auto heute, hierfür einen Anstoß geben haben. Vielleicht gibt es ja später, wenn wir zurück sind, die eine oder andere Gelegenheit, so ein Gespräch in Ruhe fortzusetzen. Wir kennen da ja beide andere Diskussionen, in denen man sich Meinungen, kaum Argumente, ziemlich fundamentalistisch um die Ohren schlägt. Und ich will ja wie Du hier meine „Auszeit“ haben, entspannen, nichts tun, die Natur genießen. Nur ist es eben so, dass die Gedanken da im Kopf, nie einfach abzustellen sind. Aber ich werd sie erstmal wieder schön bei mir behalten. Also erst mal Schluss mit dieser Diskussion. Ich freu mich auch auf Morgen.

In etwa so läuft unser Gespräch, natürlich ausgefranst und auch hie und da auf ein paar Seitenwegen, aber dies ist sein Kern. Ich liege noch für eine Weile wach. Und ich denke, Meredith Haaf, das ist die Journalistin, deren Name mir vorher nicht einfiel, hat schon recht: ihre Generation ist die der „TINA-Kinder“. Doch andererseits: dies Denken nach dem Motto „Weiter-so, es ist noch immer irgendwie voran gegangen“, das war schon immer mehrheitsfähig. Und dann, dann schwirrt mir Diderot im Kopf herum: das Neue ist dagegen dann stets ein gänzlich unwahrscheinliches Ereignis, Aber zu ihm fällt mir auch ein: was er in einem Brief geschrieben hat: Wär ich zu einer andren Zeit geboren, zehn Jahre früher oder später nur, ich dächte heute sehr viel anders. Und er hat recht: immer ist unsere Zeit, die uns prägt, und in ihr sind wir dann durchaus nicht Individuen, unteilbare Ganze, in dem Denken und in den Erinnerungen, die uns ausmachen. Eher schon sind wir hin- und her gerissen. In uns streitet das Denken unserer Zeit. Und wir, wenn wir zusammen unser Menschsein leben wollen, wir müssen mit ihm streiten. „Es denkt in uns“, sagt Diderot, aber wir denken eben auch – und müssen dabei unsere Träume, Wünsche in unsere Welt hinein gestalten: mit Mut zum Denken und dann zum Zusammenhandeln. Doch jetzt gerade, hab ich meine Auszeit. Ich schalte langsam ab. Ich schlafe ein.

Wir finden nur weit außerhalb der Stadt ein Motel. Die Fahrt hinein ist an den nächsten Tagen mühsam. Man steckt im Stau. Über der Stadt ist liegt Dunst am ersten Tag, dann aber strahlt die Sonne. Wir starten mit der Stadtrundfahrt, sehen die Wohngebiete mit ihren viktorianischen Holzhäusern, Janis Joplin wohnte hier, ich denke an Woodstock, wir fahren über die Golden Gate Bridge, schauen von weitem auf die Stadt, schwach sichtbar die Konturen ihrer Skyline in dem Dunst und Alcatraz von soweit nur zu ahnen. Es folgt dann das touristische Programm, und Wolfgang Koeppen hat nicht wirklich recht: Dies ist „einer der wenigen Orte in Amerika mit Geschichte und Tradition“, so meint er, aber die „alte feste Zuflucht und Polis der Vergangenheit“, von der er spricht, kann ich nicht sehen. Wir sehen uns um: den Rathausplatz, den Union Square, Chinatown mit seinen Geschäften und touristischen Angeboten; unser Weg führt uns zurück an die Piers. Von hier betrachtet, da liegt Alcatraz ganz nah, die Seelöwen an Pier 38 dösen in der Sonne, sie haben diesen Platz erobert seit einer Baumaßnahme vor 25 Jahren, ihnen gesichert hat ihn später eine Bürgerinitiative. Bei strahlender Sonne fahren wir erneut über die Golden Gate Bridge. Koeppen sah hier „im Morgensonnenschein eine goldene Stadt in einer Landschaft aus der antiken Welt und Wasser, Erde Luft, selbst die Menschenwerke

boten sich so rein, so licht, so verklärt, dass ihre Gegenwärtigkeit fast unglaublich wurden, und sie entrücktem dem Geist in vergangene oder in zukünftige Zeiten. Mir war“, so schreibt er weiter, „als ob mir in diesem Augenblick ein Goethe auf Sizilien geschenktes Glück widerfuhr: Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Dünfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in *ein* Element aufgelöst wurden.“ Vielleicht hat die Skyline der City, das Bild zu der Zeit noch nicht geprägt, doch wie auch immer, meine Stimmung ist von seiner weit entfernt. Dafür bräuchte ich denn doch die Ägäis, „starrend vor Zeit und Helle“, das „Bauen und Gestalten auf Mittelmeerinseln“, wie Walter Arendt es erlebt, beschrieben, in schwer zugänglichen Gedichten gestaltet hat.^{xii} Auch wenn wir heute ja das Glück des klaren Himmels in dieser oft durch Dunst und Nebel verhangenen Stadt haben, zu Koeppens Assoziation fehlen mir, über die Golden Gate Bridge hinweg, das Verspüren geschichtlicher Ursprünge europäischer Kultur, also auch deren Ruinen, und auch die Distanz zum vielfach touristisch geprägten Treiben in der dann eher doch geschichtslosen Stadt. Besonders hingegen ist der Golden Gate Park, der Größe nach dem Central Park New Yorks vergleichbar und sehr schön angelegt. Bäume aus aller Welt sind angepflanzt, der Japanese Tea Garden ist ein Schmuckstück. Die California Academy of Science sehen wir uns nur von außen an. Laut Führer steht hier die Ökologie im Fokus- allerdings ein wenig hausbacken. Etwas seitlich des Gebäudes stehen etliche Statuen, neben einigen Amerikanern, die ich nicht kenne, finde ich Cervantes und ein Duplikat des Weimarer Denkmals von Goethe und Schiller. Wer weiß, vielleicht war Koeppen hier, eher er über die Golden Gate Bridge fuhr?

Rückflug aus der Stadt der Engel

Die Reise in den „Golden State“ neigt sich ihrem Ende zu. Wir fahren nach Los Angeles zurück. Fünf Tage vorher, auf unserem Weg nach San Diego hatten wir sie rasch passiert, sind nahe Hollywood, eine Straße an der viele Villen liegen abgefahren, waren ganz kurz, vielleicht für eine halbe Stunde auf dem Walk of Fame – nach dem Las Vegas Strip im Grunde ein eher unauffälliges Stück Hauptstraße, sieht man einmal von den in den Boden eingelassenen Sternen ab. Wir sahen dort Fans, die vor den im Boden eingravierten Namen ihrer Stars für ein Photo in die Knie gegangen sind, und eine kleine Gruppe Menschen, die das kurze Stück des Strips unermüdlich auf und ab zog. In der Hölle sei es heiß, doch Jesus rette uns, so riefen sie. Wir sahn uns lächelnd an: solche hilflose Inszenierung, hier an diesem Ort, wo die Virtuosen künstlerischer Inszenierungen gefeiert werden und dieser Glaube an die Hölle, die einen Gott im Himmel über uns, so wie im mittelalterlichen Denken selbstverständlich, bräuchte als ein Spiegelbild, dieser Fundamentalismus machte etwas ratlos. Wir fuhren weiter, und ich fand: Koeppen hat Recht: „das ist keine Stadt, sondern ein ungeheurer ausgebreitetes Siedlungsgebiet mit Städten, Stränden, Gärten, Bergen“. Doch ob es noch jene Verheißung ist, von der er danach schreibt, das möchte ich doch bezweifeln: „Sie ist eine Stätte der Verheißung“, lese ich bei ihm, „Los Angeles bietet Raum, Los Angeles wärmt, Los Angeles hält Palmen bereit und Früchte, es

schenkt die Träume von Hawai, von der glücklichen Insel Bali und von Metro Goldwyn Mayer. Los Angeles ist der Platz, zu dem alle in den Vereinigten Staaten, die Völker aus Asien und die Leute aus Mexiko streben. Los Angeles ist die Stadt, in der die Reichen Götter, die Armen reich werden, die fleißigen ausruhen und die Alten die Unsterblichkeit kaufen wollen, es ist die glückliche Gemeinde, in der die Muster- und Beispielfamilien der Statistik schon zwei Automobile, zwei Fernsehapparate, zwei Kühlschränke und alle Seeligkeit doppelt, wenn nicht dreifach besitzen“. Das war 1958. Als Kind habe ich damals, Sonntags in den Vorstadtkinos, Western und Histiorenschinken aus der Traumfabrik gesehen. Das Fernsehen begann gerade in die Wohnzimmer einzuziehen. Das war zu der Zeit des Wirtschaftswunders. Neue Träume verbreiteten sich. Bikini und Hawai Toast kamen in der Gesellschaft auch weit unten an. Die kurzzeitige Öffnung der sozialen Räume kündigte sich an. Aber Köppen hat schon damals doppelbödig formuliert. Die „Stätte der Verheißungen“ ist örtlich fixiert. Und „alle Seeligkeit“ war das nicht wirklich, die hier verheißend wurde. Die beiden Autos – so mancher Hummer ist hier an uns vorbeifahren – stecken heute fest im Stau, eine Mauer gegen Mexiko wurde gezogen. Die Armen sind arm geblieben, gemessen am ungeheuer gewachsenen gesellschaftlichen Reichtum weiter verarmt^{xiii}, um die Unsterblichkeit, die Huxley schon als Obsession des südlichen Kaliforniens erkannte, mühen sich im Silicon Valley einige Propheten – und ihre nanotechnologischen Hoffnungen zielen zugleich darauf ab, den heraufziehenden ökologischen Krisen auszuweichen. Kurzum: diese doppelbödigen Träume der 1950er Jahre lassen sich heute nicht mehr träumen. „Die Elixire der Wissenschaft“ werden uns zunehmend durchsichtig. Und selbst in der Traumfabrik fällt es inzwischen schwer, Filme zu drehen, in denen ungebrochene Helden auftreten und am Ende heile Welten aufscheinen lassen, selbst hier werden inzwischen auch Albträume in Szene gesetzt. So haben wir die „Stadt der Engel“ rasch passiert, auch weil ich keine Chance sah, uns ihr so zu nähern wie Christa Wolf. Den deutschen Emigranten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges nachzuspüren – das hätte umfangreicher Vorbereitungen bedurft und unserer Urlaubsplanung kaum entsprochen.

Nun also geht's noch einmal nach *Los Angeles* zurück. Auf dem Weg zu unserem letzten Motel, nahe am Flughafen verfahren wir uns leicht, müssen von der Interstate herunter, und dann stehen wir, nah bei einem Stadion kurz vor einem Football-Spiel im Stau. Später auf der Straße zum Flughafen, sehen wir dann zum ersten Mal eindringlich das andere Amerika, ein Stadtviertel, in dem ärmere Bürger dieses Landes wohnen: einfache zweigeschossige Mietshäuser, zwischen ihnen hie und da auch gammelige Schuppen, seitlich der Straße wiederholt auch Obdachlose, die ihre Habe in einem Einkaufswagen mit sich führen. Erst am Motel für die letzte Übernachtung angelangt, hellt sich dieses Bild wieder ein wenig auf. Nur leider ist das Motel darauf eingerichtet, dass die Touristen in der letzten Nacht ihr letztes Urlaubsgeld ausgeben: Spieltische, Trubel und Musik. An Schlaf ist kaum zu denken. So geht es morgens um 4.30 Uhr nach bestenfalls zwei Stunden Schlaf zum Flughafen. Wir starten pünktlich. Der Flieger für den Inlandflug ist deutlich neueren Datums als der auf dem Hinflug. Wir haben das Gefühl weniger eingezwängt zu sitzen als auf dem Flug von Atlanta nach Las Vegas. Die Startbahn geht nach Osten. Wir fliegen also eine große

Schleife über den Pazifik. Die Sicht ist klar. Bald sehn unter uns das schier grenzenlos besiedelte Gebiet. Nach Westen zu geht es allmählich über in die Wüstenlandschaft und die ersten Berge. Die Stadt der Engel bleibt nun hinter uns zurück. Aber es ist - auch wenn auch wir nun Abschied nehmend von „der weiten Linie der Bucht und dem Schaumrand des Meeres“ und wenn mich später die Farben der Wüste und des Himmels über ihr daran erinnern - nicht Christa Wolfs Flug mit Angelina. Ich fliege nicht wie sie zu Indianerstämmen, die, zum Teil noch matriarchal geprägt, für sie Erinnerung an eine vage Zukunft sind, vielleicht dereinst nicht mehr zutiefst geprägt von unserer patriarchalen Welt. Und ich denke, Markus weiß von solchen Reflexionen nichts. Er hat, wie ich auch, die Auszeit hier genossen, er ist vermutlich nicht so gerne auf dem Weg in einen Alltag, von dem er weiß, dass er ihn neu für sich gestalten müsste, doch noch nicht so recht weiß wie – und die erst Recht in dem weiteren Blick auf unsere Zeit und Welt, zwischen „California Dreaming“ und „Eve of Destruction“. ^{xiv}. Zusammenhandeln wäre hier gefordert, und es ist schwer zu sagen, ob uns allen das in Zukunft auch gelingen wird. Was mich betrifft, so liegt mir Hoffnungsmüdigkeit, wie sie die Christa Wolf verspürt, nach dem Ende alter, nur vermeintlicher Gewissheit am Ende dieser Wochen denkbar fern. Sie waren produktiv als Auszeit. Zwar wirklich müde nach einer weitgehend durchwachten Nacht bin ich doch ganz zufrieden auf dem Weg ins good old Europe. Christa Wolfs große Frage, wohin wir Menschen unterwegs sind, die sie nach dem Ende ihres Realsozialismus umtreibt, die liegt mir in diesem Augenblick, entspannt auf meinem Platz im Flieger, doch sehr fern. Die letzten Geschichtsmetaphysiken liegen schon lange hinter und die schillernde Ambivalenz eines für mich erschreckend geschichtslosen Landes mit einem seine Zukunftsfähigkeit zerstörenden Kapitalismus ziemlich tief unter mir. Und vor mir liegen Anlässe und Gelegenheiten zu neuer Reflexion. Sicher, auch ich werde mich wieder meinem arbeitspolitischen Alltag zuwenden. Aber mein Lebensalter ist eben doch schon eher das der Reflexion. Ich entspanne mich, blicke aus dem Fenster hin und wieder auf die Weiten des Südwestens der USA und denke vor dem Hintergrund der großartigen Naturerlebnisse vielleicht noch einmal daran, dass eine der Grundlagen des monistischen Materialismus Denis Diderots der Stand der geologischen Wissenschaften seiner Zeit gewesen ist. Es waren nicht zuletzt die Einsichten aus dem Geologiestudium des Baron d’Holbach an der Universität zu Leiden, die die Köpfe der Philosophenfraktion in seinem Pariser Salon dazu veranlasste, über einen Evolutionsprozess nachzudenken, der in keiner Weise biblischen Vorstellungen von der Entstehung der Welt entsprechen konnte und angesichts von dessen Dauer, wie Diderot irgendwo schreibt, der Mensch wie eine Eintagsfliege über die Ewigkeit nachdenke. Ich kann so entspannt und erholt zurückfliegen in eine menschliche Lebenswelt, in deren Treiben ich mich weiterhin einmischen will – ganz im Sinne von Albert Camus glücklichem Sysiphos.

Ausgewählte Literatur

Arendt. H. (1971): Die Lüge in der Politik.- Überlegungen zu den Pentagon-Papieren (1971), in: Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechter und Gesellschaftspolitik 3/2004, S. 3-18

- (1984): Über die Revolution, München-Zürich
 - (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Herausgegeben von U. Lutz, München-Zürich
- Arendt, W. (1980): Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis, München
 Enzensberger; H. M. (2004): Die Elixire der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Freeland, C., (2013): Die Superreichen. Aufstieg und Herrschaft einer neuen globalen Geldelite, Frankfurt am Main
- Haaf, M. (2011) Heult doch: über eine Generation und ihre Luxusprobleme, München
- (2012) Die Apathie der TINA-Kinder. Warum meine Generation endlich erwachsen werden muss, in: Exit: Mit links aus der Krise, S. 261-271
- Koeppen, W.(1990): Amerikafahrt, in: Gesammelte Werke Band 4, S. 277-465
- Martens, H. (2014a): Kurzweils Traum, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
- (2014b): Denis Diderot und des vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2014c): Zwischen gesellschaftlicher Praxis und kontemplativer Muße. Denis Diderot und das vergessene Erbe oder die Dialektik der Aufklärung und die Frage nach unserem Welt- und Selbstbild angesichts der Krise des demokratischen Projekts der Moderne – Philosophische Reflexionen, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2015): „Die Elixire der Wissenschaft“ – Im Anschluss an Hans Magnus Enzensberger: Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2016): Angesichts eines neuen Protestzyklus – Perspektiven und offene Fragen erscheint in: „Sozialismus“ Heft 1/2016
- Naumann, M. (1983): Amerika liegt in Kalifornien. In: Der Spiegel, 14., 21. Und 28.11. 1983
- Schirrmacher, F. (2013): Ego – Spiel des Lebens, München
- Twain, M.; Warner, C. D. (neu herausgegeben von D. Jürgens) (2010): Das vergoldete Zeitalter. Eine Geschichte von heute (Books on Demand)
- Vogl, J. (2010): Das Gespenst des Kapitals, Zürich
- Wallerstein, I (2004): Absturz oder Sinkflug des Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht, Hamburg
- Wolf, C. (2010): Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud, Berlin

ⁱ Michael Naumann ist ein renommierter Journalist (Zeit-Magazin, Spiegel, Zeit), Publizist und Verleger (Rowohlt-Verlag) und Politiker (Kulturstaatsminister der BRD seit 1998 in der rot-grünen Koalition), Spitzenkandidat der Hamburger SPD bei der Bürgermeisterwahl 2008.

ⁱⁱ Wolfgang Koeppen, bedeutender deutscher Romanschriftsteller im ersten Nachkriegsjahrzehnt ,mit wenig Resonanz, verstummte als Romancier und veröffentlichte Reiseberichte, Kurzprosa, Romanfragmente und die grandiose Erzählung „Jugend“, eine Reflexion auf die eigene Kindheit und Jugend und sein Bild der in der „Nacht des Jahrhunderts“ untergegangenen ostelbischen preußischen Welt.

ⁱⁱⁱ Das Buch dieses bedeutenden „Weltsystemanalytikers“ über „den Niedergang der amerikanischen Macht“ erschien 2004. Mit seinen Einschätzungen der mittelfristigen Perspektiven der Entwicklung des heutigen Kapitalismus habe ich mich zuletzt näher auseinandergesetzt in Martens (2015a)

^{iv} Dieses Buch von Hans Magnus Enzensberger erschien 2002. Ich habe es an anderer Stelle zum Anlass genommen, sehr grundsätzlich, und Enzensbergers ausgesprochen agnostischer Haltung gegenüber durchaus kritisch, über unsere Vorstellungen von technischem und sozialem, Fortschritt nachzudenken. Vgl. dazu meinen Essay aus dem, Jahr 2015 (Martens 2015b).

^v Der Literaturwissenschaftler und Philosoph Joseph Vogl (2010) hat nach Ausbruch der neuen Weltwirtschaftskrise 2008 in seinem Buch über „Das Gespenst des Kapitals“ vielleicht am Überzeugendsten eine Kritik des tatsächlich umgehenden „Gespenst des Kapitals“ und der neoliberalen Glaubens-

sätze, die daraus einen alternativlosen hilfreichen Geist zu machen suchen, entfaltet und mit einer ernst zu nehmende Hypothese vom „Ende der Oikodizee“ verknüpft. Aber er ist sich völlig darüber im Klaren, dass er nach dem Verkaufserfolg seines Buches und manchen Berichten im Feuilleton zwar vermehrt zu einschlägigen Tagungen der wirtschaftlich Mächtigen eingeladen wird, dies aber im wesentlichen, um dort die Rolle des Hofnarren zu spielen.

^{vi} Hanna Arendt hat diese These insbesondere in ihren nachgelassenen Schriften zur Politik wiederholt ausgeführt.

^{vii} Tony Hillerman, US-Bürger aus dem Staat Oklahoma besuchte acht Jahre lang als Tagesschüler ein Internat für Indianer. Er ist Autor zahlreicher Kriminalromane, deren Hauptpersonen, Joe Leaphorn und Jim Chee, Angehörige des Volks der Navajo und Polizisten der Indianer-Reservats-Polizei in Utah sind. Seine Ethno-Krimis leben sehr wesentlich von der Konfrontation der unterschiedlichen Kulturen und Denkweisen der Weißen und der Indianer.

^{viii} John Steinbecks Roman, „Früchte des Zorns“ dürfte hierzu noch immer die wichtigste, höchst lesenswerte Quelle sein.

^{ix} William Tecumseh Sherman lebte, nach vorheriger Offiziersausbildung seit dem Gold-Rush in Kalifornien war Brigadegeneral der Nordstaaten im Sezessionskrieg, später auch in den Indianerkriegen. Im Verlauf des Sezessionskrieges entwickelte er auf seinem „Marsch ans Meer“ die Strategie der Verannten Erde – in der Absicht die Südstaaten militärisch zu schwächen und die Bevölkerung zu demoralisieren. Später in den Indianerkriegen hat er den Friedensschluss mit dem Dinè (Volk) der Navajo herbeigeführt, der ihnen gestatte, in ihrem angestammten Gebiet in der heutigen Navajo Nation Reservation zu verbleiben. Seinen Vornahme Tecumseh erhielt er von seinen Eltern in Erinnerung an einen berühmten Indianerhäuptling der Waldindianer-Stämme im Osten der USA, der seit dem französisch-britischen Krieg und später dem Unabhängigkeitskrieg in wechselnden Bündnissen ein bedeutender Indianerführer war, der versuchte, die verschiedenen Stämme zu einigen, ihren Landverkauf an Siedler zu stoppen und einen vereinigten „Staat der sechs Stämme“ zu errichten.

^x Ray Kurzweil, seit 2012 Director of Engineering bei Google, hat in seinem Leben ein Dutzend Unternehmen gegründet und inzwischen 18 Ehrendokortitel erhalten. In seinem Buch „Homo S@piens. Was bleibt vom Menschen“ entwickelt er die Zukunftsvision einer softwareresidenten, der menschlichen weit überlegenen künstlichen Intelligenz, einen Traum des ewigen Leben auch für Menschen, wenn denn deren Gehirn erst einmal gescannt werden könnte. Abgesehen von Zweifeln aufgrund dessen, was wir heute aus der Hirnforschung wissen, leidet seine Vision entscheidend daran, dass in ihr keinerlei ernsthafte philosophische Gedanken darauf verschwendet werden, was denn eigentlich uns als Menschen ausmacht. Zu meiner Kritik an „Kurzweils Traum“ siehe Martens (2014a)

^{xix} Denis Diderot, Kopf der radikalen Philosophenfraktion der französischen Aufklärung und gemeinsam mit Jean Baptiste le Ronde d’Alembert Herausgeber der Enzyklopädie, steht für Enzensberger für den Beginn der modernen Figur des Intellektuellen. Ich habe mich mit ihm als Philosophen und Repräsentanten eines monistischen Naturalismus, als der er für uns heutige hoch aktuell geblieben ist, wiederholt intensiv beschäftigt (Martens 2014 b u. c)

^{xii} Walter Arendt (1980) gestaltet sein Erleben der Ägäis in seiner schwer zugänglichen Lyrik, als eine Kulturlandschaft, in die die Möglichkeit unserer Menschwerdung eingeschrieben ist und für ihn geradezu körperlich spürbar wird. Aber er erlebt diese Ägäis angesichts des „Wolfshunger der Geschichte“ im Blick auf die Erfahrung der Nacht des Jahrhunderts zu seiner Lebenszeit nicht hoffnungsfroh, vielmehr eher elegisch. Er sieht im Blick auf Kreta in seinem Essay „Säule Kubus Gesicht“ die Zeitenwende, die später Christa Wolf in ihrer Cassandra-Erzählung Gestalt gewinnen lässt, also die folgende Dorische Epoche als „Welt absoluten Vaterglaubens, Vaterrechts“, aber er sieht sie auch münden in die Apollonische Welt „des Hellen, des Geistigen...Verwirklichung der Lebenskräfte und der Natur in blendender Schönheit.“ - eine Feier der Blüte Griechischer Kunst, von der aus er in knappen Strichen den großen Bogen bis in seine Zeit schlägt.

^{xiii} Lesenswert, weil u.a. mit dem Blick der Wirtschaftsjournalistin Innensichten auf die Welt der neuen Superreichen eröffnend, ist aus meiner Sicht im Blick auf die gesellschaftlichen Spaltungsprozesse heute das Buch von Chrystia Freeman (2013). Zum ersten „vergoldeten Zeitalter“ an der Wende vom 19. Zum 20. Jahrhundert siehe das gleichnamige Buch von Mark Twain und Charles Dudley Warner, neu herausgegeben 2010 als „eine Geschichte von Heute“.

^{xiv} Der Song wurde berühmt in der Einspielung von „The Mamas and the Papas“ vom Herbst 1965. Er drückt den dauernden mediterranen Sommer Kaliforniens im Kontrast zu den Kalten Wintern des

Nord-Osten der USA aus. Weniger bekannt ist, was ich den Artikeln von Michael Naumann entnommen habe, dass der Song von dieser Band zuerst, im gleichen Jahr, als Hintergrundmusik zu einem Song des Protestsängers Berry Mc Guire aufgenommen wurde, der mit „The Eve of Destruction“ bekannt geworden ist.